

btb

Die Geschichte der Engel – von der Antike über das Mittelalter bis in die Zeit der Aufklärung – ist der rote Faden dieses Romans. Im Mittelpunkt stehen dabei zwei fiktive Figuren: Antinous Bellori, der im 16. Jahrhundert direkten Kontakt zu Engeln gehabt haben will und später ein Buch über die Natur der Engel geschrieben hat, sowie der italienische Historiker Guido Bergotti, der seinerseits an einer Biografie über Bellori sitzt und sich ebenfalls auf die Suche nach den Engeln macht, die mittlerweile zurückgezogen in den Wäldern leben und die Menschen meiden. Als eine Art Mischung aus Vogel und Mensch, mit raubtierartigen Gelüsten. Sie sind ein Teil der weltlichen Welt geworden, der sie eigentlich dienen sollten ...

KARL OVE KNAUSGÅRD wurde 1968 geboren und gilt als wichtigster norwegischer Autor seiner Generation. Als erster Debütant überhaupt bekam er den Norwegischen Kritikerpreis verliehen. »Alles hat seine Zeit« war nominiert für den Nordischen Literaturpreis und wurde ausgezeichnet mit dem Publikumspreis des Norwegischen Rundfunks.

Die Romane seines sechsbändigen, autobiographischen Projektes wurden weltweit zur Sensation. Sie sind in 35 Sprachen übersetzt und vielfach preisgekrönt. 2015 erhielt Karl Ove Knausgård den WELT-Literaturpreis, 2017 den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur, 2022 nahm er in Kopenhagen den Hans-Christan-Andersen-Literaturpreis entgegen. Er lebt in London.

KARL OVE KNAUSGÅRD

Alles hat seine Zeit

ROMAN

*Aus dem Norwegischen
von Paul Berf*

btb

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
En tid for alt im Verlag Oktober, Oslo.

Die Übersetzung wurde von NORLA, Oslo, gefördert.
Der Verlag bedankt sich dafür.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2009,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by
Luchterhand Literaturverlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Forlaget Oktober as, Oslo

Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagfoto: plainpicture/Briljans

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Lektorat: Regina Kammerer

Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73924-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

AUS IRGENDEINEM GRUND sind uns die Cherubim, jene fettleibigen und rotwangigen Putti, von denen die Gemälde der Spätrenaissance und des Barocks förmlich überschwemmt werden, als das Idealbild der Engel im Bewusstsein haften geblieben. Und völlig abwegig ist dies letztlich wohl nicht, da die Engel in dieser Epoche in mancher Hinsicht ihre Blütezeit erlebten. Gleichzeitig bildet diese den Wendepunkt in ihrer Geschichte. Damals erkannten es nur wenige, aber ihr Verfall hatte bereits eingesetzt, und für uns, die wir ihre Bilder im Lichte der Zeit betrachten können, die seither vergangen ist, sind die Anzeichen unübersehbar: Ihnen ist etwas Gieriges und Verhätzeltes zu eigen, das selbst die einschmeichelndste Pose nicht übertünchen kann, und vielleicht lässt sich gerade dies am schwersten verstehen – wie Unschuld und Reinheit, an deren Attributen sie doch unverbrüchlich festhielten, sich so leicht in ihr Gegenteil verkehren konnten. Doch genau das traf ein. Nun werden viele sagen, dass den Engeln nur recht geschah, weil sie nicht den Verstand hatten aufzuhören, sondern sich immer tiefer in die Welt hineinlocken ließen, der sie doch eigentlich dienen sollten, um schließlich in ihr gefangen zu sein. Mir persönlich scheint das grausame Schicksal, das sie ereilt hat, jedoch nicht wirklich im Verhältnis zu ihren Sünden zu stehen. Aber das ist natürlich meine ganz persönliche Meinung. Für die Engel spielt dies ohnehin keine Rolle mehr. Sie erinnern sich nicht länger, woher sie kommen oder wer sie einst waren, Begriffe wie Würde und feierlicher Ernst sind für sie inzwischen bedeutungslos geworden, ihr Denken ist allein darauf gerichtet, Nahrung aufzunehmen und sich fortzupflanzen.

Der Ursprung der Engel ist ungewiss. Um 400 n. Chr. behauptete Hieronymus, sie entstammten einer Zeit lange vor der Entste-

hung der Welt, und begründete dies mit ihrer auffälligen Abwesenheit in der Schöpfungsgeschichte, in der sie mit keinem Wort erwähnt werden, während Augustinus seinerseits den gegenteiligen Standpunkt vertrat, indem er Argumente dafür vorbrachte, dass die Engel in der Schöpfungsgeschichte erwähnt *wurden*, wenn auch nur indirekt, da sie in Gottes ersten Befehl, *Es werde Licht!*, mit einbegriffen waren und folglich am ersten Tag erschaffen wurden. Dieses Argument, das Thomas von Aquin aufgriff und verfeinerte, setzt allerdings voraus, dass das Verhältnis zwischen Engeln und Licht nicht nur, wie gemeinhin angenommen wurde, metaphorisch ist, sondern sich die beiden auf komplizierte Weise ineinander verstricken, zu etwas nahezu Identischem werden. Licht ist kein Engel, aber die Engel sind Licht. So schön der Gedanke auch ist und so viel er auch über die Natur der Engel aussagen mag, greift er dennoch zu kurz. Licht ist, wie sich der Bibel entnehmen lässt, nur eine von zahlreichen Erscheinungsformen der Engel, warum sollte also gerade *sie* als Bezeichnung erhalten, als diese vollendeten, von Gott bevorzugten Geschöpfe entstanden? Weil sie sich in ihrer Außerirdischkeit weder beschreiben noch verstehen lassen? Wenn das der Fall ist, erscheint es trotz allem seltsam, dass ihr Name unmittelbar darauf, in der Erzählung vom Garten Eden, ohne jede Scheu genannt wird und sie dort, es ist das *erste* Mal, dass die Engel in der Heiligen Schrift direkt erwähnt werden, so konkret und resolut präsent erscheinen, dass sie mit Schwertern ausgerüstet sind.

Ich glaube deshalb, Hieronymus hatte Recht mit seiner Argumentation: Die Engel werden in der Schöpfungsgeschichte nicht erwähnt, weil sie bereits existierten. Ob sie *immer* existiert haben, wie unter anderem Antinous Bellori behauptet, lässt sich unmöglich mit Gewissheit sagen. Überhaupt ist alles, was die Engel betrifft, in eine Art Nebel der Unklarheit gehüllt; wir wissen nicht, wann sie entstanden sind, wir wissen nicht, woher sie kommen, wir wissen nicht, welche Eigenschaften sie haben, wie sie denken oder was sie sehen, wenn sie uns sehen. Gleichzeitig werden sie in der gesamten Bibel mit einer Vertrautheit verfolgt, die ihre Gegenwart derart selbstverständlich erscheinen lässt, dass sie keiner näheren Erläute-

rung bedarf. Diese Ambivalenz ist nur natürlich, da das wichtigste Kennzeichen der Engel gerade darin besteht, dass sie zwei Welten angehören und die eine stets in die andere einbringen. An kaum einer anderen Stelle wird das so deutlich wie in der Erzählung vom Fall Sodom und Gomorrhä. Sie sind von einer Aura des Fremden umgeben (als Lot sie im Abendlicht vor dem Stadttor erblickt, läuft er ihnen entgegen und verneigt sich mit dem Angesicht zur Erde), wirken aber auch vertraut, denn unmittelbar darauf lädt er sie zu sich ein, backt ungesäuerte Kuchen und bereitet eine Mahlzeit vor, die sie verspeisen. Vermutlich ist es die eingangs erwähnte Vertrautheit, die es dem Verfasser nicht erforderlich erscheinen lässt, die Situation eingehender zu beschreiben. Da sitzen zwei Engel an einem Tisch in einer Küche in Sodom und speisen, zwei Engel, die von Gott entsandt wurden, um über das Schicksal der Stadt zu entscheiden, sie unter Umständen auszulöschen, und dann erfahren wir *nichts* darüber, wie die Stimmung ist, wie sie aussehen, was sie zueinander sagen. Nur diese lakonische Feststellung ... *und er machte ihnen ein Mahl und buk ungesäuerte Kuchen, und sie aßen*. Das ist alles. Aber die Engel müssen dort eine ganze Weile gegessen haben, zumindest die Zeit, die es braucht, um ungesäuerte Kuchen zu backen, und ihre Anwesenheit muss Lot nervös gemacht haben, da er als Einziger wusste, in welcher Angelegenheit sie unterwegs waren. Ich kann ihn vor mir sehen, wie er vor dem Ofen steht und darauf wartet, dass die Kuchen fertig sind, wie er ein ums andere Mal verstohlen zu den beiden Engeln hinüberschaut, die schweigend am Tisch sitzen, seine Verzweiflung, die sich jedesmal steigert, wenn ein neuer Laut von der Straße zu ihnen hereindringt, denn er weiß, wozu sie im Stande sind, die Einwohner der Stadt, die kurz zuvor von der Anwesenheit der Fremden erfahren haben und sich nun in der Dunkelheit vor dem Haus versammeln. In Anbetracht der Dinge, die vorher geschehen sind, deutet einiges darauf hin, dass die Engel einen gewissen Widerwillen ausstrahlen – anfangs lehnen sie die Einladung ab, sie hatten vorgehabt, die Nacht auf den Straßen zu verbringen, aber Lot beharrt so sehr darauf, dass sie sich schließlich überreden lassen –, während Lot seinerseits sicher übereifrig und wie ein Plappermaul erscheint, weil er

so fixiert darauf ist zu verhindern, dass sie begreifen, was vor dem Haus vor sich geht.

Dann sind die Kuchen endlich fertig. Er holt sie aus dem Ofen und stellt sie zum Abkühlen beiseite, deckt den Tisch mit Speisen und Getränken, spürt, dass die körperliche Nähe zu ihnen das Herz in seiner Brust schwer schlagen lässt, spürt die Kälte, die sie umgibt, bekämpft das Gefühl jedoch, reibt sich die Hände und platzt munter heraus:

»Jetzt wollen wir es uns aber so richtig schmecken lassen!«

Er bekommt keine Antwort. Obwohl im Bibeltext nur steht, dass sie speisen, bin ich mir einigermaßen sicher, sie müssen ziemlich hungrig gewesen sein und tüchtig zugelangt haben, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihren Heißhunger zu verbergen. Die genaue Formulierung im Text lautet ... *und sie aßen*. Der unerwartete Punkt beendet den Satz abrupt. Doch die Sprache ist nur eine Karosserie, und was die Sprache in sich birgt, wird von der erreichten Geschwindigkeit weitergeschleudert, über den Punkt hinweg, aus dem Satz heraus und zwischen die Zeilen, wo es natürlich nicht mehr gelesen, nur noch erahnt werden kann.

Sie essen. Während die eine Hand den Knochen hält, von dem sie mit ihren Zähnen immer neue Bissen reißen, tastet die andere blindlings über den Tisch, um sicherzustellen, dass ein Stück Brot oder Käse zur Hand ist, sobald der Bissen hinuntergeschluckt wurde, wenn sie denn nicht bereits um den Kelch mit Wein geschlossen ist, den Lot immer wieder füllt, ohne dass sie es zu bemerken scheinen, da sie vollauf damit beschäftigt sind, sich mit dem vollzustopfen, was sie vor sich haben. Sie schmatzen und schlürfen, ihre Wangen glänzen vor Fett, ab und zu gleiten die Augäpfel nach oben und lassen ihren Blick weiß und leer erscheinen. Obwohl ihr Anblick Lot mit Angst erfüllt, wünscht er sich doch, die Mahlzeit möge dauern, denn so lange sie essen, nehmen sie nichts um sich herum wahr, und auf der Straße vor dem Haus haben die Leute inzwischen begonnen, seinen Namen zu rufen. Deshalb erhebt er sich vorsichtig, sobald auf dem Tisch etwas zur Neige zu gehen droht, schiebt sich in die Speisekammer und holt weitere Speisen, die er möglichst diskret vor ihnen abstellt, um

bloß keine Aufmerksamkeit zu erregen und so den tranceartigen Zustand zu stören, in dem sie sich befinden.

Vielleicht klappt es ja doch, denkt er. Nach einer Mahlzeit wie dieser werden sie bestimmt schläfrig sein, und wenn er verkündet, dass er sich zum Schlafen zurückziehen wird, könnten sie versucht sein, seinem Beispiel zu folgen. Der Abend ist trotz allem bereits fortgeschritten, denkt er. Und ein Nachtlager hat er auch schon für sie vorbereitet.

Diese Gedanken muntern Lot auf. Dann aber entdeckt er, dass die beiden Engel dasitzen und ihn anschauen. Mit hochrotem Gesicht erkundigt er sich, ob sie satt sind. Sie nicken und danken ihm für das Essen. Vor dem Haus ist es still. Nachdem er den Tisch abgedeckt hat, streckt er die Arme in die Höhe und gähnt.

»Es ist spät geworden«, sagt er. »Wird es nicht allmählich Zeit, sich schlafen zu legen?«

Die Engel schieben ihre Stühle zurück und stehen auf. Das Ungestüme ihrer Mahlzeit ist von ihnen abgefallen, nun strahlen die beiden Diener des Herrn von Neuem Ruhe und Würde aus, und für einen Moment bildet Lot sich ein, er hätte das Ganze nur geträumt.

»Ich habe euch gleich da drüben ein Lager für die Nacht bereitet«, sagt er und zeigt zum Nebenzimmer. »Wenn ihr mir bitte folgen wollt ...?«

Es funktioniert, denkt er. Es funktioniert!

In diesem Augenblick klopft jemand fest an die Haustür. Lot tut so, als wäre nichts passiert, und bewegt sich weiter durch den Raum, aber in seinem Rücken sind die Engel stehen geblieben.

»Was war das?«, sagt der eine.

»Sicher nur ein paar Lausebengel«, erwidert Lot. »Kümmert euch nicht darum.«

Dann dringt von der Straße ein Ruf zu ihnen herein.

Lot!, wird gerufen. *Wo sind die Männer, die zu dir gekommen sind diese Nacht? Führe sie heraus zu uns, dass wir sie erkennen.*

Ihm bleibt keine andere Wahl. Mit der Kerze in der Hand geht er an den beiden Engeln vorbei und öffnet die Tür zu der Menschenmenge, die sich vor dem Haus versammelt hat. Aber er hat

die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben. Denn so steht geschrieben: *Lot ging heraus zu ihnen vor die Tür und schloss die Tür hinter sich zu und sprach: Ach, liebe Brüder, tut nicht so übel!*

Zentral ist an dieser Stelle nicht die Aufforderung, die er an seine Mitbürger richtet, sondern die Information, dass er zuvor sorgsam bedacht gewesen ist, die Tür hinter sich zu schließen. Lot versucht also weiterhin zu verhindern, dass die Engel erfahren, was vor sich geht. Ich finde, dies hat etwas geradezu Rührendes; wie verzweifelt muss er sein, wenn er die Engel mit Hilfe einer geschlossenen Tür am Einblick zu hindern sucht?

»Seht, ich habe zwei Töchter, die noch nie etwas mit einem Mann zu schaffen hatten«, sagt er. »Lasst mich sie zu euch hinausführen und macht mit ihnen, was ihr für richtig erachtet! Tut nur diesen beiden Männern nichts, da sie unter den Schatten meines Daches getreten sind!«

Aber sie hören nicht auf ihn.

»Geh uns aus dem Weg!«, rufen sie. »Hier ist dieser eine Mann gekommen, um hier als Fremder zu wohnen, und dann will er sich immer zum Richter aufspielen! Jetzt wollen wir dir schlimmer zuetzen als ihnen!«

Rasend stürmen sie heran und umdrängen ihn, um sich Zugang zum Haus zu verschaffen.

Das ist der Moment, in dem die Engel eingreifen. Sie packen Lot, ziehen ihn ins Haus, schließen die Tür hinter sich und schlagen die Menschenmenge vor dem Haus gleichzeitig mit Blindheit, sodass sie nicht mehr in der Lage ist, ihnen zu folgen. Man könnte fast meinen, sie hätte im Namen Lots die Wut gepackt. Er muss ihnen im Laufe des Abends wohl sympathisch geworden sein, sie haben insgeheim über seine hilflosen Versuche geschmunzelt, ihnen seine eigentlichen Absichten zu verbergen.

»Hast du hier jemanden, entweder einen Schwiegersohn oder Söhne oder Töchter oder sonstwen, der in dieser Stadt zu dir gehört, dann führe sie fort von diesem Ort!«, sagen sie zu ihm. »Denn nun werden wir diesen Ort zerstören, denn es sind dem Herrn laute Klagen über die Leute zu Ohren gekommen, und der Herr hat uns gesandt, um ihn zu zerstören.«

Lot tut, wie ihm geheißen, geht hinaus und spricht mit seinen Schwiegersöhnen, aber es mangelt ihm an der nötigen Autorität, sie denken, er mache Witze. Danach hat er nichts Besseres zu tun, als sich schlafen zu legen. Denn als nächstes steht geschrieben: *Da nun die Morgenröte aufging, hießen die Engel den Lot eilen und sprachen: Mache dich auf, nimm dein Weib und deine zwei Töchter, die vorhanden sind, dass du nicht auch umkommst in der Missetat dieser Stadt.*

Als Lot zögert, nehmen die Engel alle vier an der Hand und geleiten sie aus der Stadt. Am gleichen Tag zu späterer Stunde wird sie in Schutt und Asche gelegt und alles Leben in ihr ausgemerzt. Am nächsten Morgen, so steht geschrieben, steigt der Rauch vom Land auf wie der Rauch von einem Schmelzofen.

Es ist eine eigenartige Erzählung, und es fällt nicht leicht, die Rolle der Engel in ihr zu begreifen. Traditionell bilden sie das Bindeglied zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen, sind zugleich Boten und das, wovon die Botschaften künden. Die Botschaft des Engels, der Maria aufsucht, um ihr mitzuteilen, dass sie schwanger ist, ist gleichzeitig das, was sie schwängert. Handlung und Bedeutung bilden eine Einheit bei den Engeln. Alles, was sie tun, muss gedeutet werden. Deshalb sind ihre Handlungen im Allgemeinen so groß und einfach wie die Gesten von Schauspielern auf einer Bühne, die ebenfalls mit Rücksicht auf den Abstand zum Zuschauer ausgeformt werden, und deshalb erscheint ihr Verhalten Lot gegenüber so eigenartig. Ist er nicht zu klein für sie? Kommen sie ihm nicht zu nahe? Schon, könnte man sagen, aber vielleicht ist ja gerade das der Punkt? Vielleicht wollen sie dadurch den kleinen, redlichen und fürsorglichen Mann herausheben und zugleich die grauenvollen Handlungen rechtfertigen, die folgen: Der einzig Reine wird verschont, alle anderen sind unrein, sie haben es verdient, bestraft zu werden. Und das ist, aus unserem Blickwinkel betrachtet, sicher richtig. Den Engeln muss es jedoch in einem anderen Licht erschienen sein. Was immer wir über sie denken mögen, ist belanglos. Sie gehören nicht hierher, wie sie auch nicht in den Himmel gehören; die Bewegung dazwischen ist

ihr Element. Mitgefühl ist ihnen fremd, sie stehen uns und allem, was zu unserer Sphäre gehört, gleichgültig gegenüber, daher die Aura der Grausamkeit, die sie oftmals umgibt.

Doch im Verhältnis zu Lot zeigen sie also Einfühlungsvermögen und Fürsorglichkeit.

Woran mag das liegen?

Ich denke, die Erklärung ist simpel. Bekanntermaßen können die Engel jede beliebige Form annehmen. Weniger bekannt ist hingegen, dass die Form, die sie annehmen, für sie auch eine Bedrohung darstellt. Halten sie zu lange an ihr fest, beginnt die Form sie zu prägen, und falls sie die Warnsignale nicht erkennen, wird die Form sie schließlich vollends vereinnahmen. In Sodom zeigten sie sich als Menschen. Es war mit Sicherheit so geplant, dass sie durch die Straßen gehen, Sünder von Nicht-Sündern scheiden und anschließend die Stadt vernichten sollten. Lots Eingreifen vereitelte diesen Ablauf der Ereignisse jedoch. Anfangs lehnen sie seine Einladung noch ab, dann aber müssen sie gedacht haben: Warum eigentlich nicht? Ein wenig Essen und eine kurze Pause können doch nicht schaden, oder? Als sie ihn erst einmal zu seinem Haus begleitet hatten, mussten sie dort sitzen und warten, bis die Kuchen fertig würden, weiterhin engelhaft in ihrem Schweigen, ihrer Würde und ihrer Kälte, während sich ihre Gedanken gleichzeitig sachte in ihrer Umgebung verhakt und sie all das bemerkt haben müssen, was Engeln sonst nie ins Bewusstsein dringt, sodass sie sich, als die Mahlzeit beendet war, fatal in Lots trivialer Wirklichkeit verstrickt hatten. Dieser verzagte Mann bedeutete ihnen plötzlich etwas, und die Impulse, nach denen sie handelten, richteten sich eher nach ihm als nach dem Auftrag, in dem sie unterwegs waren. Das könnte die rasende Wut erklären, mit der Sodom und Gomorrha zerstört wurden. Sobald Lot aus ihrem Blickfeld verschwunden war, sahen sie wieder sich selbst, begriffen, wie schwach sie gewesen waren, und ließen ihren Zorn an den beiden Städten aus. Denn sie vernichteten nicht nur alle Häuser und alle Einwohner, sondern auch die gesamte Ebene und alles, was in der Erde wuchs – und Lots Frau, der es nicht gelang, die Vergangenheit einfach fahren zu lassen, nicht einmal das Böse in ihr, verwandelten sie in eine Salzsäule.

Einem modernen Leser der Bibel fällt auf, wie eng die Verbindung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits früher war. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, dass Gott echtes Interesse an den Menschen hatte, schon der nichtigste Anlass reichte aus, um ihn sich zeigen und zu den Menschen sprechen zu lassen oder einen seiner Engel auf die Erde zu senden, um den göttlichen Willen zu vollstrecken. Diese fortwährenden Eingriffe führten allerdings nie zu einer dauerhaften Verbesserung. Im Gegenteil, alles verfiel immer wieder in den alten Trott. Alles Gute und Gerechte scheint das Ergebnis gewaltiger Anstrengungen zu sein, die ständig wiederholt werden müssen, in einem permanenten Instandhaltungsprozess, der die Kräfte jedes Menschen übersteigt. Auch Lot, der unerwartete Günstling der Engel, wurde schließlich schwach. Nach der Flucht aus Sodom ließ er sich mit seinen beiden Töchtern in den Bergen über Soar nieder. Noch zu ängstlich, um sich wieder in die Stadt hinabzuwagen, wohnten sie in einer Höhle, wo er beide schwängerte. Sicher, sie lebten nach einem Vorfall, der an das Jüngste Gericht erinnerte, alleine in den Bergen und mögen in ihrer Verwirrung geglaubt haben, die letzten noch lebenden Menschen zu sein, und sicher, die Begattung geschah auf Initiative der Töchter, die ihn mit Wein betrunken machten, ehe sie sich zu ihm legten, aber Lot muss trotzdem genau gewusst haben, welche Grenze er überschritt. Er wollte seine Töchter haben, und er bekam sie. Denn so dicht können sich die Gedanken der Begierde über dem Himmel des Bewusstseins verfilzen, dass nicht einmal ein schmaler Streifen Licht zur Seele hinabreicht, deren dunkler und feuchter Grund alles Leben außer den niedersten Lebensformen ausschließt; Moose und Pilze, Käfer und Gewürm, die eine oder andere schleimige Schnecke, die blind im Morast kriecht. Und von wem kann man schon erwarten, dass er unter solchen Umständen das Richtige tut? Eine Zeit lang schaffst du es vielleicht noch, die Lichtung offen zu halten. Gerecht und erleuchtet bist du dann, früher oder später schläfst du jedoch ein, und wenn du erwachst, wirst du einmal mehr von Dunkelheit umfassen. Reichen deine Kräfte, machst du dich von Neuem ans Werk, wenn nicht, gibst du auf. Die menschliche Seele ist eine Rodung

im Wald, und dem göttlich Reinen und Makellosen muss es völlig unbegreiflich sein, warum sie immer wieder zuwächst. Das ist der Kampf, von dem die Bibel erzählt. Die Dunkelheit, die sich immer und immer wieder herabsenkt, über Mensch auf Mensch, Generation für Generation, Jahrhundert für Jahrhundert, bis die Verzweiflung unerträglich geworden ist und die Erzählung in der Beschreibung der wahnwitzigen apokalyptischen Raserei endet, die Johannes auf Patmos offenbart wurde. Dass sie lange unterdrückt gewesen ist, lässt sich eindeutig der folgenden Passage entnehmen: *Und es wurden die vier Engel los, die bereit waren auf die Stunde und auf den Tag und auf den Monat und auf das Jahr, dass sie töteten den dritten Teil der Menschen.* Sie köpfen die Menschen, sie verbrennen sie, sie martern sie bei lebendigem Leib, und aus dem Brunnen des Abgrunds senden sie Schwärme giftiger Heuschreckenscorpione auf sie herab, die weder dem Gras noch Büschen oder Bäumen Schaden zufügen, sondern nur den Menschen, denen das Siegel Gottes auf der Stirn fehlt. Sterne stürzen auf die Erde, die Sonne verfinstert sich, die Wälder brennen in gewaltigen Feuerstürmen, das Meer wird zu Blut. Ein riesiges Heer wird ausgesandt, zwanzigtausend Mal zehntausend Männer, und auf ihren Pferden mit Löwenhäuptern, in feuerroten, dunkelroten und schwefelgelben Kettenhemden, müssen sie für Johannes ein überwältigender Anblick gewesen sein. Seine Beschreibungen sind so detailliert, dass es keinen Grund gibt anzuzweifeln, dass er gesehen hat, worüber er schreibt, aber trotzdem gibt es einen Missklang, denn nachdem er seine Vision in der Höhle auf Patmos hatte, sind Dinge geschehen, die das von ihm beschriebene Szenario unmöglich machen. Die Welt wird untergehen, jedoch nicht auf diese Weise. Die Engel haben all ihre Macht verloren, die sie einmal hatten. Würden sie heute gegen uns in den Krieg ziehen, hätten wir keine Mühe, sie zu zermalmen. Es ist anzunehmen, dass sie zu jener Zeit tatsächlich alles auszulöschen planten und es auch so gekommen wäre, wenn bei ihnen nicht etwas fürchterlich schiefgegangen wäre, so dass es keinen Grund gibt, Johannes Vorwürfe zu machen, denn er handelte in gutem Glauben, und die Raserei, deren Zeuge er geworden war, war zumindest echt.

Es war der Erfolg des Christentums, den die Engel nicht vorher-sahen. Zu der Zeit, als sie Johannes die Apokalypse vor Augen führten, war das Christentum nichts weiter als eine kleine, unbedeutende Minderheitenreligion, vergleichbar den UFO-Sekten unserer Zeit, und da man den Christen allerorten mit Misstrauen begegnete, sie später sogar verfolgte, folterte und tötete, rechnete niemand damit, dass ihr Glaube Bestand haben könnte. Als sich das Christentum in den ersten Jahrhunderten nach Christus auf einmal auszubreiten begann, traf diese Entwicklung die Engel völlig unvorbereitet. Seele für Seele in Land für Land wurde bekehrt. Und alle priesen sie die Engel. Gedichte wurden über sie geschrieben, Bilder gemalt, Abhandlungen verfasst, Geschichten erzählt. Im Mittelalter waren die Engel schließlich in aller Menschen Bewusstsein. Wenn sie sich zeigten, lösten sie Zustände aus, die an Hysterie erinnerten, denn durch ihre Gegenwart verkündeten sie, wer auserkoren worden war, Gottes Willen auszuführen, ob dieser nun darin bestand, sein Vermögen abzugeben und sein Leben den Armen zu widmen, wie im Falle eines Franz von Assisi, oder das französische Heer in den Kampf gegen die Engländer zu führen, wie Jeanne d'Arc, oder auch nur, sich selber blutig zu peitschen, wie die zahlreichen Flagellanten es taten. Körper wurden von Krämpfen geschüttelt, fielen in tiefe Trance, sprachen in unverständlichen Zungen, Wunden öffneten sich plötzlich. Die Engel selbst standen außerhalb dieser monströsen Inkarnation von Gottes Wort, aber es muss faszinierend für sie gewesen sein, dass sie durch ihre bloße Gegenwart ein Phänomen hervorrufen konnten, das ihnen über die Maßen fremd war. Sie selber waren hell, schön, rein und müssen sich mehr und mehr an der Anbetung berauscht haben, die ihnen zuteil wurde. Jedenfalls offenbarten sie sich immer öfter und wurden mit der Zeit auch Gegenstand einer anderen, nicht weniger intensiven Form der Huldigung, und zwar durch die Berge wissenschaftlicher Schriften und Abhandlungen über Engel, die im Mittelalter verfasst wurden und in denen ihre zahlreichen Erscheinungsformen in einer Art Taxonomie der Engel dokumentiert, systematisiert und klassifiziert, Familien, Arten und Unterarten differenziert wurden. So unterschied der in Upp-

sala lehrende, schwedische Theologe Lönnroth zwischen materiellen und immateriellen, sichtbaren und unsichtbaren, unveränderlichen und veränderlichen Engeln mit oder ohne freien Willen. In seinem Werk *Über die himmlische Hierarchie* ging Pseudo-Dionysios davon aus, dass es neun Klassen von Engeln gab, während Gregorius Tholosanus meinte, es seien in Übereinstimmung mit den sieben Planeten sieben Klassen, wobei die guten sich über dem Mond, die bösen darunter befänden. Johannes Durandus diskutierte die Frage, ob Engel ein Gedächtnis haben oder sich ihr Bewusstsein in einem ewigen Jetzt befindet. Waren sie reine Form (*creatura rationalis et spiritualis*)? Oder waren sie, wie der Mensch, sowohl Form als auch Materie (*creatura corporalis et rationalis*)? Bodine und David Crusius verfochten, in *Theatrum naturae* respektive *Hermetica philosophia*, die These, dass sie voll und ganz körperlich waren. Bodine meinte jedoch, seltsam genug, sie müssten rund sein wie Kugeln, da dies die perfekteste aller Formen sei, während Bochard sich sogar zu der Behauptung verstieg, sie seien auch sterblich, nähmen Nahrung zu sich und hätten Verdauung.

Wahrlich, das Mittelalter war das Zeitalter der Engel. Können wir es ihnen da zum Vorwurf machen, dass sie sich von der gewaltigen Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlten? Dass sie immer öfter in der Nähe der Menschen zu finden waren, selbst wenn sie dort keine bestimmte Aufgabe auszuführen hatten? Nach wie vor strahlten sie mit ihren strengen Mienen, schlichten Gewändern und steifen Bewegungen Würde aus. Nach wie vor hatte ihre Schönheit etwas Hartes und Grausames, aber nicht aus einer Verwilderung heraus, sondern ihrem Gegenteil, einer schier unmenschlichen Beherrschung, die allerdings endete, wenn sie sangen – oh, der Gesang der Engel, wie schön er war! –, denn dann wurden ihre Züge sanft, ihre Wangen röteten sich, die Augen füllten sich mit Tränen. Doch so konnte es unmöglich bleiben. Im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts wurden ihre Aufenthalte unter den Menschen immer länger und zahlreicher, zu Beginn des 15. Jahrhunderts kam es zu ersten Veränderungen in der Physiognomie der Engel. Ein Gemälde von Francesco Botticini aus dieser Periode zeigt mit wünschenswerter Deutlichkeit, was

geschehen ist. Michael, Raphael und Gabriel, drei der Erzengel, wandeln mit einem jungen Knaben durch eine Landschaft, wahrscheinlich eine italienische. Michael trägt traditionsgemäß eine Rüstung, in der Hand hält er ein erhobenes Schwert, dennoch ist nichts Mächtiges oder Furchterregendes an seiner Gestalt, im Gegenteil – sein Gesicht ist sanft und knabenhaft, die Wangen sind ein wenig füllig, die Haare lang und sorgsam frisiert, und zu seiner schwarzen Rüstung hat er sich für rote Schuhe entschieden, ein passendes Rot, ein goldbestickter Umhang und eine rote Schwertscheide mit vergoldetem Endstück, sodass er eher einem jungen, eitlen Adligen gleicht als einem siegreichen Kriegsherren, unter dessen Kommando alle Engel des Himmels stehen. Sicher, in seinem Blick hat er sich etwas von seiner früheren Rücksichtslosigkeit bewahrt, aber so lange seine Gestalt ansonsten derart maniert und selbstverliebt auftritt, gleicht sein Blick eher dem hochmütigen Antlitz eines verwöhnten Jünglings. Raphaels Gewand ist violett, über die Schultern hat er sich einen roten, goldbestickten Umhang geworfen, der um den Hals von einer einzigen Perle zusammengehalten wird und so drapiert ist, dass an den Armen die mattgrüne Innenseite sichtbar wird. Um die Taille trägt er eine rote und schwarze Schärpe, auch sie goldbestickt, während seine Flügel mit grünen und schwarzen Kreisen dekoriert sind, nicht unähnlich der Musterung von Pfauenfedern. Seine Hüften sind breit, die Körperhaltung feminin, die Haare lang und golden, das Gesicht so schön wie das einer schönen Frau. Der kleine Mund ist verkniffen, der Blick in den halb geschlossenen Augen voller Langeweile und Überdruß. Auch Gabriels Gestalt ist in einen Seidenumhang gehüllt, der dunkelgrün ist und einen schwarzen, goldbestickten Kragen hat, während seine Flügel rot sind, sein Gesicht ist in einer Geste zum Betrachter hin gehoben, die herausfordernd hätte sein können, wäre da nicht dieser fast schon demonstrativ desinteressierte Blick. Er weiß, dass er gesehen wird, er weiß, dass er gut aussieht, reagiert darauf jedoch mit Teilnahmslosigkeit. Gleichzeitig sind seine Augen aber auch voller Trauer, was seinen Blick rätselhaft erscheinen lässt. Warum starrt er uns so an? Er muss etwas von uns wollen.

Aber was?

Zu Beginn der Renaissance ging man dazu über, die Engel mit Blicken abzubilden, die diesem ähnelten und ausnahmslos Mitleid mit den Menschen ausdrückten, als wären die Engel ihnen erst jetzt nahe genug gekommen, um zu verstehen, was sie vor Augen hatten. Aber Gabriels Blick ist anders, in sich gekehrt: Er leidet nicht mit uns, sondern mit den Engeln. Als Einziger ahnt er, wohin der Weg führt, den sie eingeschlagen haben. *Es ist schade um die Engel*, scheint er sagen zu wollen, während er an uns vorbeigeht. Doch das deutlichste Zeichen dafür, dass etwas nicht so ist, wie es sein sollte, sind letztlich ihre Gloriolen. Während sie zu Zeiten Cimabues und Giotto so stark leuchteten, dass sie bisweilen Scheiben aus Gold glichen, sind sie hier so blass, dass sie wie Gabriels rote Flügel nur vor einem dunklen Hintergrund sichtbar werden. Vor dem Himmel sind sie durchsichtig. Diese Engel sind gefallen, fallen jedoch so langsam, dass sie es selber nicht merken.

Die Tatsache, dass ein weiteres Jahrhundert vergehen sollte, bis diese Veränderungen auch das Leben, Verhalten und Wesen der Engel zu prägen begannen, muss entweder bedeuten, dass sie im Hinblick auf ihr Schicksal weiterhin mit Blindheit geschlagen waren, was angesichts der langen Zeitspanne wenig wahrscheinlich sein dürfte, oder aber sie zogen schlichtweg keine Konsequenzen daraus, sondern lebten in der Hoffnung, dass ihr neuer Zustand nur vorübergehender Art sein würde, so wie manche Menschen die Augen noch vor den schwerwiegendsten Symptomen verschließen und erst einen Arzt aufsuchen, wenn die Krankheit so weit fortgeschritten ist, dass es ihnen nicht länger möglich ist, die Wahrheit zu leugnen, nicht einmal vor sich selbst. Denn nachdem sie im 15. Jahrhundert in der Nähe einzelner italienischer Stadtstaaten zu einem immer alltäglicheren Anblick geworden waren, zogen sich die Engel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allmählich zurück, vermutlich in dem Versuch, das alte Weltbild wiederherzustellen, in dem das Erscheinen eines Engels ein so einzigartiges und seltenes wie Furcht einflößendes und bedeutungsvolles Ereignis

nis gewesen war, was ihnen jedoch nicht gelang, denn dazu waren sie den Menschen nun zu vertraut geworden. Sie waren zu weit gegangen, ganz gleich, ob es aus Übermut oder nur aus mangelnder Wachsamkeit geschehen war. Mancherorts waren Engel ein so alltäglicher Anblick geworden, dass die Aura ihrer Offenbarung, die eiskalte Furcht und ekstatische Freude, die ihr Anblick stets ausgelöst hatte, peu à peu geschwächt wurde. Väter zeigten sie ihren Kindern, Bauern hielten sie für ein gutes Omen, Landpfarrer fühlten sich geschmeichelt, wenn sie sich in den Kirchen zeigten. Sie schienen schon immer da gewesen zu sein. Selbst der Lichtschein ihrer nächtlichen Lagerfeuer in den Bergen vor den Toren der Städte, der unter den Menschen anfangs solche Angst und Unruhe ausgelöst hatte, nicht zuletzt, weil man sich erzählte, dass die Engel in großen Scharen die ganze Nacht hindurch vollkommen regungslos auf der Erde saßen und immer nur in die Flammen starrten, als wären sie hypnotisiert oder lebende Tote, war mit der Zeit zu einem Zeichen für das genaue Gegenteil geworden. Im Laufe vieler Generationen hatte sich die Vorstellung herausgebildet, die Engel würden über ihre Stadt wachen. Dass sich diese Vertrautheit nur in recht wenigen Quellen widerspiegelt, ist kaum verwunderlich, da es in der Natur des Menschen liegt, eher dem Ungewöhnlichen als dem Gewöhnlichen, eher der Ausnahme als der Regel Aufmerksamkeit zu schenken. Die Leute hatten ebenso wenig Grund, die Wanderungen der Engel auf der Erde zu erwähnen, wenn sie sich Briefe schrieben, wie den Flug der Vögel am Himmel. Eine Ausnahme bildete die Kunst, in der die Engel nach wie vor gemalt und besungen wurden. Doch auch dort verblich ihre überirdische Aura, immer mehr sah man in ihnen einfach etwas Schönes, so wie ein Tier oder eine Blume oder eine Landschaft schön ist.

Als sie dann anfangen, sich zurückzuziehen, zog sich dieser Prozess über mehrere Generationen hinweg, sodass den Menschen die Veränderung nicht weiter auffiel. Das kollektive Gedächtnis gibt seine Vorstellungen nämlich nur sehr langsam auf, und in ihm sollte der Anblick von Engeln noch lange ein gewöhnliches Phänomen bleiben.

Die fast schon manische Beschäftigung eines Antinous Bellori mit der Anwesenheit der Engel in der Welt muss vor diesem Hintergrund verstanden werden. Bellori wurde 1551 in Ardo geboren, einem kleinen Dorf in den Bergen im äußersten Norden Italiens, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach lebte, bis er 1565 sein Studium begann. Abgesehen von einer bestimmten Begebenheit, auf die er Zeit seines Lebens immer wieder zurückkommen wird, ist uns über seine ersten Lebensjahre nur wenig bekannt. Weder die Namen seiner Eltern noch seines Heimatdorfs tauchen in Antinous' Schriften auf, und da seine Aufzeichnungen ansonsten umfangreiches autobiografisches Material beinhalten, hat dieses Dunkel der Kindheit die Neugier vieler seiner Leser geweckt. Doch wenn man versuchen möchte, Antinous zu verstehen, sollte man sich nicht seinem Inneren zuwenden. Denn selbst wenn es einem gelänge, seine innere Landschaft zu dokumentieren, wie sie tatsächlich *war*, bis in die kleinste Spalte und Furche im Massiv seines Charakters hinein, unmerklich geformt von der langsamen Erosion der Begebenheiten, und man den Lauf der Gefühlsströme bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen würde, Erlebnissen in der Kindheit, der Jugend oder dem Mannesalter, so würde man trotz allem nicht klüger werden, da die *Bedeutung* des Dokumentierten doch stets unbekannt bliebe. Selbst wenn die Ereignisse und Beziehungen in seinem Leben bis ins Detail mit einem Leben in unserer Zeit zusammenfielen, das wir verstehen und kennen, würden wir ihm doch niemals näherkommen. Antinous war in erster Linie ein Teil seiner Zeit. Will man verstehen, wer er war, ist *sie* es, die man untersuchen muss. Dass wir diesem Unterschied so wenig Beachtung schenken, liegt womöglich vor allem am anhaltenden Einfluss Freuds, dieses spekulativen Genies des 20. Jahrhunderts, dessen fatale Verwechslung von Kultur und Natur, kombiniert mit dem ebenso fatalen Beharren auf den inneren Konsequenzen äußerer Begebenheiten, mehr als alles andere unser Selbstverständnis geprägt und uns derart weit von unseren Vorfahren entfernt hat, dass wir glauben, sie wären so gewesen wie wir. Aber unsere Welt ist nur eine von vielen möglichen, woran uns nicht zuletzt die Schriften eines Antinous Bellori und seiner Zeitgenossen erinnern.

Die alles entscheidende Begebenheit in Antinous' Leben trug sich zu, als er elf Jahre alt war. Wo er herkam, erfahren wir nicht, ebenso wenig, wohin er danach ging, und gerade dass dieses Ereignis vom Dunkel des Unerwähnten umgeben ist, lässt jedes Detail in seiner Geschichte mit ungeheurer Deutlichkeit hervortreten. Der rote Schimmer im Erdreich, auf dem er geht, das grüne Laub in den Bäumen entlang des Flusses, dem er sich nähert, die gelbe Sonne, der blaue Himmel, die Libelle, die für einen Moment direkt vor ihm in der Luft hängt, ehe sie sich gleichsam löst und in der nächsten Sekunde unterwegs zu den Bäumen ist. Die Angelrute, die er über der Schulter trägt, seine staubigen Füße, die Stirn, auf der Schweißperlen glänzen. Wie der Schatten der Bäume von den Sonnenstrahlen in kleine, zitternde Flecken aus Licht zersplittert wird, sobald der Wind die Äste erfasst und langsam auf und ab wippen lässt. Das Grün auf den Steinen am Flussufer, die Kontraktionen der Strömung an der schwarzen Wasseroberfläche, die Hosenbeine, die das Wasser dunkel färbt, als er die Füße hineintaucht, die Augen, die sich wonnevoll schließen.

Den ganzen langen Sonntag hat er sich hierauf gefreut. Hierher zu kommen, zu der Vertiefung im Flussbett, dem schattigen Kolk, seinem Stammplatz, und zu fischen.

Nach einer Weile steht er auf, holt einen Wurm heraus, den er in der Tasche hat, und spießt ihn auf den Haken. Selbst mit halb aufgespießtem Körper versucht der Wurm noch, sich freizuwinden. Mit seiner blassrosa Farbe und den kleinen Rillen in der Haut ähnelt er ein wenig einem Finger, denkt Antinous und studiert ihn einige Sekunden, ehe er nach dem sich weiter krümmenden Wurmende greift und den Haken auch dort hindurchpresst. Anschließend wirft er die Angel aus.

Als eine halbe Stunde später noch immer kein Fisch angebissen hat, folgt er dem Flusslauf ein paar hundert Meter stromaufwärts zu seiner nächsten Angelstelle. Doch auch hier beißt nichts an. Rastlos, wie er ist, beschließt er, die Angelrute zu verstecken und stattdessen zu einem Erkundungsgang im Tal aufzubrechen. Er steht eine Weile über der Stromschnelle und starrt auf das glitzernde Wasser, fasziniert davon, dass sich all seine Bewegungen

unablässig am gleichen Ort abspielen, angefangen beim anschwellenden Strom ganz oben, wo es aussieht, als fließe das Wasser unter einer Haut, bis zum brausenden Wasserfall die Absätze herab, der in die unterhalb wartenden Wassermassen gleichsam *eingepflügt* wird und dort an der Oberfläche unzählige kleine Strudel bildet.

Die Strudel sind doch aus Wasser, denkt er. Aber warum fließen sie dann nicht fort, wenn das Wasser fortfließt?

Er hievt oberhalb der Stromschnelle einen Stock in den Fluss und läuft neben ihm flussabwärts, schneller und schneller, bis der Stock über die Kante des Wasserfalls schießt und in der Gischt verschwindet. Als der Stock unmittelbar darauf in den Strudel hineingleitet, steht Antinous bereit, um ihn wieder herauszupflücken. Zwei Mal wiederholt er dieses Spiel, ehe er es Leid ist und sich vom Fluss entfernt. Er folgt einem Pfad, der den unwegsamen Berghang hinaufführt, und bleibt schweißgebadet auf dem Gipfel stehen, um auf die Ebene hinabzuschauen. Das Dorf, aus dem er kommt, das im Schatten der Berge auf der anderen Talseite liegt, ist im grellen Gegenlicht nur noch mit Mühe auszumachen. Der Gedanke, dass ein Fremder es wahrscheinlich nicht entdecken würde, erfüllt ihn mit Stolz, denn *er* weiß, *er* sieht. Eine Zeit lang vergnügt er sich damit, dem Fremden verschiedene Häuser und Orte zu zeigen, der jedesmal aufs Neue verblüfft reagiert, ist das wirklich ein *Haus*? Wer hätte das gedacht? Das sieht doch aus wie ein Teil des Bergs! Dann dreht er sich um und schaut zu dem Wald im Tal auf der anderen Seite hinunter. Dunkelgrün und dicht liegt er dort, von Bergen umkränzt, wie in einem Krater. Man erzählt sich Geschichten über diesen Wald, aber jetzt, an manchen Stellen aufgehellt durch Lichtungen, Wiesen und kleine glitzernde Gewässer, wirkt er nicht im mindesten bedrohlich, und ohne noch länger darüber nachzudenken, folgt Antinous weiter dem Pfad.

Als er ins Tal hinabkommt, fällt ihm auf, wie still es dort ist. Die Luft zwischen den Bäumen steht gleichsam ermattet von der Hitze. Durch die Schatten unter den Baumwipfeln steigen Trosse aus Licht nach oben, an manchen Stellen gefüllt von kleinen Tanschen tanzender Insekten. Es riecht schwül nach trockenen Tannennadeln, warmer Erde. Das Wasser des Bachs, dessen Lauf er

folgt, fließt im Dunkel unter den riesigen Fichten grünschwarz, blau und glitzernd dort, wo der Himmel sich öffnet, glänzend und weißschäumend in den terrassenförmigen Fällen, die zu dem kleinen See in der Mitte des Tals hinabführen.

Voller Abenteuerlust läuft er mal hierhin, mal dorthin, und ohne einen Gedanken an den herannahenden Abend zu verschwenden, bewegt er sich immer tiefer in den Wald hinein. Er sieht ein Wespennest unter einem Ast, er sieht eine Wiese voller Schmetterlinge, er sieht eine tote Kuh in einem Graben, und der widerwärtige Gestank, der aufsteigt, als es ihm endlich gelingt, mit einem Stock ein Loch in den verwesenden Bauch zu stoßen, lässt ihn sich fast übergeben. Er sieht eine ausgetrocknete Schlangenhaut in einem Steinhaufen, er sieht einen Kirschbaum in voller Blüte, er sieht nur wenige Meter entfernt einen Hasen vorbeihopeln, und als die Sonne untergeht, liegt er vor einem großen Ameisenhaufen auf dem Bauch und studiert das seltsame Treiben, das sich dort entfaltet. Er merkt überhaupt nicht, dass die Sonnenstrahlen immer höher die Felshänge hinaufklettern und sich das Tal um ihn herum allmählich mit Dunkelheit füllt. Er merkt auch nicht, dass die Vögel nicht mehr singen und das gleichmäßige Summen der Insekten nach und nach verklingt. Er betrachtet die Arbeiter, die in langen Reihen mit ihren winzigen Lasten organischen Materials auf dem Rücken heranzumarschieren, seien es nun Tannennadeln, Stücke von Blättern, Grashalme oder Teile toter Insekten, die sie auf ihrem Weg gefunden haben, und die verteilt postierten Wächter, die fortwährend an die Reihen herankrabbeln und an ihnen schnüffeln wie Hunde, um sich ab und zu aufzurichten und mit den Vorderbeinen zu fechten, woraufhin die fremde Ameise, die möglicherweise geglaubt hatte, ihre Identität wäre in der Menge ein gut gehütetes Geheimnis, augenblicklich davoneilt und im Unterholz verschwindet.

Nach einer Weile hebt er einen Ast vom Boden auf und steckt ihn vorsichtig in den Ameisenhaufen, neugierig auf das Chaos, das er so verursacht, diese rasende Verdichtung aus dünnen Beinen und rundlichen Körpern, die entsteht, als von allen Seiten Ameisen herbeiströmen. Gleichzeitig widerstrebt ihm sein eige-

nes Tun, er will im Grunde nicht alles kaputt machen, aber es hat etwas nahezu Magisches, auf diese Art einen Handlungsablauf beeinflussen zu können, und es ist ja auch nicht so, dass er ihren Haufen *einreißt*, oder? So fleißig, wie sie sind, werden sie die Schäden bestimmt schnell wieder repariert haben.

Er schiebt den Stock auf der anderen Seite des Ameisenhaufens hinein und ist gespannt, wie sie auf diese neue Herausforderung reagieren werden. Eine weitere Welle von Ameisen schwappt heraus, während die vorige, in dem Glauben, die Gefahr wäre nun vorbei, bereits mit der Reparatur des Schadens beschäftigt ist, den er verursacht hat. Eine ganze Zeit wechselt er zwischen den beiden Stellen hin und her und vergnügt sich damit zu beobachten, wie schnell sie sich von Angriff auf Verteidigung einstellen, bis er, gedankenlos, den Stock, so fest er kann, in den Haufen hineinstößt und hin und her ruckt. Wie die poröse Mischung aus Erde, Tannennadeln und Zweigen unter seinen Bewegungen nachgibt, empfindet er als eigentümlich befriedigend. Und da Teile des Ameisenhaufens bereits eingestürzt sind, kann ich genauso gut weitermachen, denkt er. Gleichzeitig beginnt er sein Handeln zu verabscheuen. Doch seltsamerweise ist es gerade diese Abscheu über sich selbst, die ihn zum Weitermachen animiert. Er ahnt, wie sehr er es bereuen wird, sobald es vorbei ist, und will den Moment möglichst lange hinauszögern, während die Verzweiflung darüber, was er tut, eine Art Raserei in ihm entfacht. Er fängt an, mit dem Fuß gegen den Ameisenhaufen zu treten, wilder und immer wilder, und gibt sich erst zufrieden, als dieser vollends eingestürzt und die Erde schwarz von krabbelnden Ameisen ist. Da erst wirft er den Stock fort und eilt davon.

Obwohl die Dämmerung alles verdüstert, was er sieht, und sich an manchen Stellen zu schwellenden Segeln aus Dunkelheit zusammengezogen hat, bedenkt er immer noch nicht, wie spät es bereits ist. Er will nur möglichst viele Meter und viel Zeit zwischen sich und seine Untat legen. *Was habe ich nur getan*, denkt er, *was habe ich nur getan, was habe ich nur getan*.

Erst als der Weg, dem er folgt, auf eine Wiese führt, an die er sich nicht erinnern kann, wird ihm der Ernst seiner Lage bewusst.

Schon bald wird es ganz dunkel sein. Und er ist nicht nur kilometerweit von zu Hause entfernt, sondern auch weit weg von dem Weg, der dorthin führt.

Lange steht er regungslos am Waldsaum und blickt auf die Wiese hinaus. Der Gipfel des dunklen Berges hinter ihr hebt sich deutlich vom blauschwarzen Himmel ab, an dem der Mond, der den ganzen Tag bleich und gespenstisch über den Horizont geglitten ist, nun deutlich hervortritt. Er kann die Schatten sehen, die von den Bergen dort oben geworfen werden, die glänzenden Lichtungen.

Er hat das Gefühl, der Mond würde auf ihn zugleiten, aus dem Weltall herangleiten wie ein Schiff vom Meer.

Plötzlich schaudert es ihn: Ganz in der Nähe raschelt es in einem Gestrüpp. Etwas bewegt sich flink über den Waldboden, aber als es verstummt, geschieht dies nicht, um Stille Platz zu machen, wie er unbewusst erwartet hat; es macht stattdessen den Weg frei für ein Gewirr aus anderen leisen Geräuschen. Hier bricht ein Zweig, dort raschelt ein Busch, in der Ferne ruft irgendwo eine Eule. Dann fährt der Wind mit einem Seufzer durchs Tal, und die Äste an den Bäumen hinter ihm setzen sich in Bewegung. Er denkt, dass sie Blinden ähneln, die nach etwas greifen. Oder Toten, die zum Leben erwachen. Er stellt sich vor, wie ihre Schatten unsichtbar durch die Dunkelheit gleiten, die ihn umgibt. Aber wenn er ganz still stehen bleibt, denkt er, wird vielleicht gar keiner merken, dass er hier ist. Kein wildes Tier, keine bösen Geister, keine toten Seelen ... Gleichzeitig brennt er darauf, fortzukommen. Bald wird es stockfinster sein, und wenn er bis dahin nicht aus dem Wald heraus ist, wird er niemals den Weg nach Hause finden.

Mehrfach nimmt er all seinen Mut zusammen und denkt, *jetzt laufe ich*, doch jedesmal hindert ihn die Angst daran, seinen Gedanken in die Tat umzusetzen. Erst als die Eule von Neuem ruft und er hört, dass sie näher gekommen ist, mündet der Gedanke in eine Bewegung. Er läuft los, und er läuft, so schnell er kann, denn die Eulen sind Geschöpfe des Teufels, sie haben Menschenaugen und Vogelkörper, dass er eine von ihnen kurz nach seiner

Tat gehört hat, ist ein Zeichen. Vielleicht sogar mehr als ein Zeichen. Vielleicht fliegen die Eulen in diesem Moment zwischen den schwarzen Baumwipfeln im Wald umher und suchen nach ihm. Vielleicht erblicken sie ihn in diesem Moment. Vielleicht stürzen sie sich in diesem Moment auf ihn herab ...

Im gleichen Augenblick erkennt er, dass er sich wieder dem Ort seiner Untat nähert. Er will den eingerissenen Ameisenhaufen nie wieder sehen, schon der Gedanke daran erfüllt ihn mit Verzweiflung, und da er es auch nicht wagt, stehen zu bleiben, läuft er in dem Glauben in den Wald hinein, einen leichten Bogen zu beschreiben, der ihn hundert Meter weiter wieder auf den Weg zurückführen wird.

Wie ein verängstigtes Tier bricht er durch das dichte Unterholz. Er nimmt Kurs auf einen ungefähr fünfzig Meter vor ihm stehenden Baum: Als er ihn erreicht, schwenkt er nach links und läuft weitere fünfzig Meter, um anschließend Ausschau nach dem Weg zu halten. Hier muss er ungefähr verlaufen, denkt er. Hinter dem Baumstamm *dort*. Als er diesen erreicht, wird ihm klar, dass der Weg hinter den Baumstämmen *dort* liegen muss. Falls er ihn nicht gekreuzt hat, ohne es zu merken?

Nein, nie im Leben!

Doch als er auch nicht hinter den Baumstämmen liegt, treiben Zweifel einen Keil in seine Gedanken. Er hält inne und lehnt sich an einen Baum, um Atem zu schöpfen, während er in die Dunkelheit vor sich späht. Kann er zu weit gelaufen sein? Liegt der Weg etwa im Wald über ihm?

Dann begreift er. Der Weg hat natürlich die Richtung geändert!

Deshalb ist er noch nicht auf ihn gestoßen. Ich muss einfach weiterlaufen, denkt er, und blickt für einen Moment gen Himmel, wo die Dunkelheit inzwischen die letzten Reste von Blau verdrängt. Dann rennt er wieder los. Diesmal läuft er mehrere hundert Meter, bis erneut Zweifel die Oberhand gewinnen. Hier verläuft kein Weg. Er muss in die falsche Richtung gelaufen sein. Der Weg liegt in der anderen Richtung, denkt er und eilt die Strecke zurück, die er gekommen ist. Mittlerweile kann er kaum noch die

Hand vor Augen sehen. Er stolpert, rappelt sich wieder auf, stolpert erneut. Der Gedanke, sich verlaufen zu haben, ist so beängstigend, dass er ihn verscheucht, indem er sich jedesmal, wenn er auftaucht, ein wenig Mut zuspricht. Er glaubt nach wie vor, die Formationen in der Landschaft, die ihn umgibt, wiederzuerkennen. Den entwurzelten Baum, die moosbewachsene Felswand, die sumpfige Wiese. Selbst als sich zeigt, dass diese Zeichen trügen, weigert er sich, seiner Unsicherheit Raum zu geben, denn wenn er einfach nur weiter geradeaus läuft, denkt er, muss er früher oder später auf den Weg oder den Berghang stoßen. Er verirrt sich in ein Dornengestrüpp, eine Wange und beide Handrücken werden aufgekratzt, aber er spürt es gar nicht, er wird den Weg finden, der ganz in der Nähe ist, das weiß er. Vielleicht hinter dem Hügel da drüben, denkt er, aber dort verläuft er ebenso wenig wie hinter dem nächsten Hügel ...

Schließlich fehlt ihm die Kraft, um noch weiterzulaufen, und die Angst, die in der letzten halben Stunde auf eigene Faust in ihm umhergestrolcht ist, eingeschlossen hinter seinem pochenden Herzen und den gehetzten Atemzügen, bekommt wieder Kontakt zu dem, was sie ausgelöst hat. Selbst der kleinste Laut fällt wie ein Stein durch ihn hindurch und verbreitet widerstandslos seine Ringe aus Verängstigung, sobald er den Grund trifft. *Hätte ich doch nur diesen Ameisenhaufen nicht kaputt gemacht*, denkt er.

Im bleichen Mondlicht haben sich die Schatten um ihn herum zu Gestalten gesammelt. Er sieht sie genau, sie stehen in Trauben unter den Bäumen und bewachen ihn, und wenn sie sich etwas zuflüstern, ist es sein Name, den sie flüstern. *Antinous*, flüstern sie. *Antinous*. Ohne sie aus den Augen zu lassen, bleibt er stehen, faltet die Hände und beginnt zu beten.

Vater unser, der du bist im Himmel.

Ein Seufzen läuft durch die Gestalten in dem Wald, der ihn umgibt.

Heute Abend habe ich einen Ameisenhaufen kaputt gemacht. Aber ich wollte das nicht. Ich weiß nicht, warum ich es getan habe. Es war eine Sünde, und ich bereue. Bitte vergib mir.

Ziehen sie sich zurück?

Hilf mir fort von hier. Bitte hilf mir fort von hier.

Ja, sie ziehen sich zurück. Erst wagt er nicht recht, es zu glauben, und späht misstrauisch in die Dunkelheit hinein. Als diese jedoch selbst dann regungslos bleibt, als er einen Schritt in sie hinein macht, erkennt er, dass sie verschwunden sind.

Jetzt kommt es nur noch darauf an, den Weg zu finden, denkt er. Er weiß nicht mehr, woher er gekommen ist, und geht in die Richtung, in der die Abstände zwischen den Bäumen am größten zu sein scheinen. Er denkt, dass Gott seine Schritte lenkt. Der Wald wird immer lichter, bis er sich nach ein paar hundert Metern zu einer Lichtung öffnet. Und dort liegt der Bergrücken.

Dort liegt der Bergrücken!

Dass er den Weg nicht sehen kann, auf dem er am Tag herabgestiegen ist, stört ihn nicht im Geringsten, denn der Berghang steigt sanft an und lässt sich selbst im Dunkeln mühelos erklimmen. Und auf der anderen Seite liegt die Ebene. Ist er erst einmal in sie hinabgekommen, wird er den Weg zum Dorf finden, als wäre es das Leichteste auf der Welt.

Doch als er eine Viertelstunde später endlich auf dem Bergkamm Halt macht, muss er feststellen, dass der Berg nicht sanft zur Ebene hin abfällt, wie er geglaubt hat, sondern steil in eine Felsschlucht mündet, aus der ein weiterer Berghang aufsteigt.

Das kann nur bedeuten, er befindet sich auf der *anderen* Seite des Tals. Zwischen ihm und der Ebene liegt der ganze Wald.

Diesmal gelingt es ihm nicht mehr, die Tränen zurückzuhalten. Ein Schluchzen durchzuckt ihn, und der nachfolgende Strom von Gefühlen stößt auf keinen Widerstand mehr, er steigt ungehindert in ihm auf, bis dieser Strom ihn völlig ausfüllt und er weinend zu Boden sinkt. Auch die Gedanken lösen sich auf und stürzen in die Fluten. Nichts anderes wahrnehmend als seine eigene Verzweiflung, liegt er eingeschlossen in seine eigene Dunkelheit, in der die Zeit nicht existiert, denn als die Tränen versiegen und er allmählich wieder normal atmet, hat er keine Ahnung, wie lange er fort gewesen ist.

Er denkt, es ist, als hätte ich geschlafen und wäre an einem anderen Ort wieder aufgewacht.

Mit völlig entspanntem Körper setzt er sich auf und reibt sich die Augen am Ärmel seines Hemds trocken. Wenigstens hat er den Wald hinter sich gelassen! Die baumlose Dunkelheit hier oben wirkt in gewissem Sinne reiner, denkt er und beschließt auszuhalten, was immer ihn noch erwarten mag.

Als Erstes muss er einen sicheren Ort zum Schlafen finden.

Er rappelt sich auf und geht den Bergkamm entlang, das Terrain vor sich dabei prüfend musternd. Eine Minute später fällt sein Blick auf einen Felsvorsprung, der sich unter ihm aus dem Berg schiebt. Als er hinunterklettert, erkennt er erfreut, dass der Felsvorsprung das Dach einer schmalen, aber tiefen Höhle bildet, die sich noch dazu an ihrem Ende etwas verbreitert, sodass fast ein kleiner Raum entsteht. Hier kann er wohlbehütet schlafen. Aber was nicht gut ist: Der Untergrund ist hart und uneben, und nachdem er mehrere Schlafstellungen ausprobiert hat, krabbelt er erneut ins Freie, um etwas Tannengrün von den Bäumen zu holen, die auf dem Hang unterhalb der Höhlenöffnung wachsen.

Das ist der Moment, in dem er es entdeckt. Etwa fünfhundert Meter unterhalb schwebt ein schwaches Licht in der Dunkelheit. Sein erster Impuls ist hinzueilen, und so macht er sich auch daran, hinabzuklettern, hält jedoch bereits nach wenigen Metern inne, denn wer ist um diese Zeit eigentlich noch unterwegs? Es könnten Hirten sein, es könnten aber auch Räuber sein ...

Oder ist es etwa jemand aus dem Dorf, der nach ihm sucht?

Für Kinder gibt es nur eins, was sich schwerer zurückhalten lässt als Tränen, und das ist Freude. Antinous bildet da keine Ausnahme. Wie unwahrscheinlich es ist, dass ausgerechnet *hier* jemand nach ihm sucht, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Genauso wenig, wie unsinnig es wäre, dies in einer derart undurchdringlichen Dunkelheit zu tun. Man hadert nicht mit seiner Freude, man gibt sich ihr hin, und nach anfänglichem Zögern setzt er den steilen Abstieg in die Schlucht fort. Hätte er sicher sein können, dass sie ihm wohlgesonnen waren, hätte er ihnen zugerufen, doch das tut er nicht; im Gegenteil, er achtet darauf, sich möglichst leise zu bewegen. Löst sich ein Stein und rollt hinab, bleibt er eine Weile stehen, bevor er weiterklettert.

Im oberen Teil ist der Hang steil, sodass er an mehreren Stellen nach einem Halt für Hände und Füße suchen muss, aber im letzten Stück wird es flacher, und schon bald steht er am Flussufer, umgeben vom Rauschen des Wasserfalls, dessen weißen Wasserschwall er vage in der Dunkelheit rechts von sich ausmachen kann. Linkerhand verschwindet der Fluss hinter einem Felsvorsprung, der ungefähr fünfzehn Meter hoch ist und jegliches Licht verdeckt. Da er nicht weiß, was ihn dahinter erwartet, beschließt er, den Hang wieder ein Stück hinaufzusteigen, um sich ihnen möglichst un bemerkt zu nähern, wer immer sie auch sein mögen.

Obwohl das Licht hinter dem Felsvorsprung verborgen bleibt, ist die Dunkelheit an seiner Kuppe gleichwohl blasser, wie der Himmel, unmittelbar bevor die Sonne sich über den Horizont erhebt, und er kann die Konturen jedes einzelnen Baums in dem Wald aus kleinen und schmalen Bäumen um sich herum erkennen. Er denkt, dass hinter dem Felsen vielleicht sein Vater zusammen mit anderen Männern aus dem Dorf um ein Feuer sitzt. Die Vorstellung, wie sehr sie sich freuen werden, wenn er wie aus dem Nichts zu ihnen stößt, lässt ihn vor Glück schauern. Aber wenn sie es sind, denkt er, müsste ich sie eigentlich bald hören. Sie haben ja keinen Grund, still zu sein. Es sei denn, sie hätten sich schlafen gelegt?

Er bleibt stehen und lauscht. Doch alles, was er hört, ist sein eigenes Herz. Angesichts dieser Stille beunruhigt, tritt er mit dem Fuß zunächst behutsam auf, als er weitergeht, ehe er im Schritt das Gewicht auf ihn verlagert, und als er den obersten Teil des Felsvorsprungs erreicht, der kahl ist, legt er sich auf den Bauch und robbt voran. Kurz vor der Felskante macht er Halt und lauscht.

Nichts.

Vorsichtig hebt er den Kopf und lugt über die Felskante. Der Anblick versetzt ihn in Angst und Schrecken. Zwei in Umhänge gehüllte Männer stehen regungslos am Ufer des Flusses und starren zu ihm herauf. Blitzschnell duckt er sich und presst sein Gesicht auf die Erde. Haben sie ihn gesehen? Oder war es nur ein Geräusch, was sie aufblicken ließ? Er schließt die Augen und versucht zu hören, ob sie auf dem Weg zu ihm sind. Hört er auch nur einen Zweig brechen, wird er aufspringen und so schnell er kann

fortlaufen. Aber es bleibt still, und wenige Sekunden später, als er sich eingeredet hat, dass sie nichts gesehen haben können, da ihr eigenes Licht sie geblendet haben muss, hebt er erneut den Kopf über den Felsrand. Die beiden Gestalten haben sich nicht von der Stelle gerührt, blicken nun jedoch in das Wasser vor ihnen. Der eine hält eine Fackel in der Hand, der andere einen Speer. Beide tragen Kettenhemden unter ihren Umhängen und an der Seite ein Schwert. Der Lichtkegel der Fackel krümmt sich um sie, sodass es aussieht, als stünden sie in einer Höhle aus Licht.

Langsam waten sie in den Fluss hinaus. Etwa in der Mitte bleiben sie stehen, und der eine senkt seine Fackel zur Wasseroberfläche, während der andere den Speer zum Wurf hebt. Das flackernde Licht, in das die Flamme sie taucht, hüllt ihre Gesichter und die obersten Teile des Oberkörpers in Schatten. Dennoch ist es unmöglich, die Augen von ihnen zu wenden. Auf seltsame Weise trifft Antinous' Blick auf keinen Widerstand, es ist, als würde er in ihnen verschwinden. Er betrachtet das leuchtende Rot ihrer Umhänge, gesättigt vom Licht ihrer Fackel, er betrachtet das schwarze Metall der Kettenhemden und die schimmernden Scheiden aus Silber, den gesenkten Arm und den Widerschein des Feuers auf der Wasseroberfläche. Er betrachtet ihre unergründlichen Gesichter, halb verborgen von Dunkelheit, er betrachtet die kleinen Strömungsstrudel um ihre Stiefel, die langen, schmalen Finger, die sich um den Speer krümmen, das gebeugte Handgelenk, und will nur immer in ihrer Nähe sein. Ohne zu bedenken, was er tut, richtet er sich auf und geht langsam nach unten, dabei stets im Schutz der Bäume bleibend und den Blick auf die beiden Gestalten gerichtet, die durch nichts andeuten, dass sie ihn gehört haben könnten, sondern weiter regungslos verharren. Auf halbem Weg nach unten entdeckt er ihre Flügel und denkt, was bis zu diesem Moment nur eine unausgesprochene Ahnung war: Es sind zwei Engel, die dort im Fluss stehen. Die Welle aus Angst und Freude, die ihn daraufhin durchströmt, ist nahezu unerträglich. Dennoch wagt er sich ganz hinab bis zu einer kleinen Erhebung im Berg nur noch zehn Meter von ihnen entfernt, wo er sich versteckt. Aber obwohl er es will, ist er doch nicht in der Lage, sie anzusehen, ihre Nähe über-

wältigt ihn, und lange bleibt er ganz still liegen, mit geschlossenen Augen und das Gesicht zu Boden gepresst.

Als das Nachbild der Engel auf seiner Netzhaut verblasst ist, füllt sich die Dunkelheit in seinem Kopf mit dem Rauschen des Wasserfalls, dem kaum vernehmblichen Rieseln des Wassers in Ufernähe, seinem eigenen pochenden Puls. Aber obwohl er sich größte Mühe gibt, hört er doch keinen Laut von ihnen, und mit der Zeit gewinnt das Verlangen, sie zu sehen, die Oberhand gegen seine Furcht. Er öffnet die Augen und will gerade den Kopf heben, als aus ihrer Richtung eine Art Fauchen ertönt. Entsetzt bleibt er liegen. Haben sie ihn entdeckt? Einer von ihnen macht im Fluss einen Schritt, er hört das Wasser um die Füße des Engels plätschern, aber danach wird wieder alles still, und er hebt langsam den Kopf. Diesmal achtet er darauf, dass sein Blick sich ihnen mit großer Vorsicht nähert. Sachte lässt er ihn über die schwarze Wasseroberfläche gleiten, in den Lichtschein der Fackeln hinein, anfangs nur sichtbar als ein glänzenderer Ton im Schwarz, dann heller und heller werdend, bis seine Augen den Lichtreflex an der Stelle erreichen, wo das Wasser gelb und orange aufflammt.

Daraufhin richtet er sich auf und nimmt alles mit einem einzigen Blick in sich auf.

Ihre Gesichter sind weiß und schädelgleich, die Augenhöhlen tief, die Wangenknochen hoch, die Lippen blutleer. Ihre Haare sind lang und hell, der Hals schlank, die Handgelenke schmal, die Finger krallenförmig. Und sie zittern. Die Hände des einen zittern.

In diesem Moment legt der andere den Kopf in den Nacken, öffnet den Mund und stößt einen Schrei aus. Wild und klagend erhebt er sich entlang der Felswände in der Schlucht. Dieser Schrei ist nicht für menschliche Ohren bestimmt. Die Verzweiflung eines Engels ist unerträglich, und fast zerrissen vor Angst und Mitleid presst Antinous erneut sein Gesicht auf den Erdboden. Er will ihnen helfen, aber er kann ihnen nicht helfen, er will für sie jemand sein, aber er kann für sie niemand sein, er will fortlaufen, aber er kann nicht fortlaufen. Erneut hört er das Fauchen, diesmal gefolgt von einem Klatschen, und als er wieder zu ihnen schaut,

hebt der eine gerade den Speer aus dem Wasser. Der Fisch, den der Speer durchbohrt hat, schlägt im Lichtschein der Fackel schimmernd einige Male mit der Schwanzflosse, bis der Engel ihn von der Speerspitze abzieht und ihm das Genick bricht.

Der andere tritt einen Schritt näher. Nun sieht Antinous, dass auch sein Unterkiefer zittert. Doch sein Blick ist fest, die Augen sind kalt und klar. Der erste schlägt die Zähne in den Fisch und reißt mit einem Ruck ein Stück Fleisch heraus. Dann übernimmt er von dem anderen, der mit beiden Händen den Fisch packt und langsam den Kopf vorstreckt, die Fackel. Die Anstrengung scheint das Zittern noch zu verstärken, und der erste legt ihm stützend die Hand auf den Arm. So, nah beieinander, während das Licht über ihre Gesichter flackert und der unterste Teil ihrer Umhänge im Wasser schleift, stehen sie da und verzehren den Fisch. Antinous starrt sie gebannt an. Ihre Zähne, die sich in das Fischfleisch bohren, die Schuppen, die an ihrem Kinn kleben, die Augäpfel, die von Zeit zu Zeit nach oben gleiten und ihren Blick weiß und blind werden lassen. Wie Statuen stehen sie dann da, denn ohne das Leben in ihren Augen tritt das Tote in ihren Gesichtern deutlicher hervor. Jedesmal, wenn Antinous dies sieht, zuckt er ängstlich zusammen. *Sie sind tot*, denkt er. *Sie sind tot*. Dann aber gleiten die Augäpfel wieder an ihren Platz, ihre Gesichter füllen sich wieder mit Leben, und was eine Sekunde zuvor hässlich an ihnen war, wird wieder schön.

Der Engel mit den zitternden Händen schiebt nochmals den Kopf vor. Die Flügel, deren oberste Teile Antinous mit etwas Mühe auf den Schultern erkennen kann, schimmern grün und schwarz. Der Hals ist lang und schmal, die Haut weiß wie Schnee und die Augen so blau, dass sie fast künstlich wirken, wie aus Glas oder Porzellan. Vielleicht erweckt aber auch nur ihre Unbeweglichkeit diesen Eindruck. Sie starren unablässig vor sich hin, scheinbar unabhängig von den Bewegungen des Körpers, der bedächtig und mühsam den Kopf zu den zitternden Händen senkt. Doch dann, als der Mund sich öffnet und die Zähne entblößt, unmittelbar bevor sie in das weiche Fischfleisch beißen wollen, gleitet der Blick zur Seite. *Sie sehen ihn*.

Gleichsam geblendet von einem plötzlichen Licht, schließt Antinous die Augen. Gleichzeitig durchzuckt ein Stich seine Brust. Es ist ihm, als würde um sein Herz eine Saite gespannt. Er versucht, seine Lunge mit Luft zu füllen, aber es geht nicht, sein Herz spannt sich nur noch straffer. Außer Stande, sich zu rühren, liegt er da und atmet in flachen, kurzen Intervallen, während die Engel sich in seine Richtung bewegen. Er kann sie nicht sehen, denn das Licht brennt weiter auf seiner Netzhaut, aber er kann sie hören, das Wasser, das bei jedem ihrer Schritte um ihre Füße plätschert, das kaum hörbare Rascheln der Kleider, das Klirren der Ringe im Kettenhemd. Und er kann sie spüren: Die Luft wird kälter, als sie sich nähern.

Als sie vor ihm stehen bleiben, liegt er mit dem Gesicht zur Erde gewandt. Er hört sie atmen und spürt die Dunkelheit, die von ihnen ausgeht, die eisige Kälte. Nie zuvor in seinem Leben hat er solche Angst gehabt. Gleichzeitig will er, dass sie bleiben, so als nähme etwas in ihm die Leere wahr, die ihre Abwesenheit hervorgerufen wird, sodass er sich für immer an diesen Ort, zu diesem Augenblick zurücksehnen wird. Vielleicht ist das der Grund, warum er die Hand ausstreckt und nach ihnen greift.

Zweiundzwanzig Jahre später, 1584, wurde in Venedig ein Werk mit dem Titel *Über die Natur der Engel* gedruckt. Der Autor blieb anonym, aber niemand bezweifelt heute, dass es aus der Feder Antinous Belloris stammt. Man weiß, dass er in den Jahren 1565 bis 1572 die grundlegenden Fächer an der Universität von Neapel studierte und anschließend ein Studium der Medizin begann, das ihn nach Montpellier führen sollte, wo er Anatomie studierte, nach Padua, wo er Chirurgie studierte, und nach Bologna, wo er nicht nur Pharmakologie und Naturgeschichte studierte, sondern auch den Dokortitel erwarb, aber die große Vertrautheit mit der Heiligen Schrift und dem gesamten theologischen Kanon, die für sein Werk charakteristisch ist, bezeugt zugleich, dass er sich während all dieser Jahre vorrangig in Fragestellungen vertieft haben muss, die um die Existenz der Engel kreisen. Es gibt aus jener Zeit keine schriftlichen Quellen über Antinous, man weiß nur wenig darü-

ber, was für ein Leben er führte, wem er begegnete oder wovon er lebte, aber wenn man den gewaltigen Umfang seiner Arbeit mit dem Bild verknüpft, das er in späteren Aufzeichnungen von sich selber zeichnet, dürfte man mit relativ großer Sicherheit von einem ausgehen können: Er war vermutlich so mit sich und seinen Ambitionen beschäftigt, dass er seine Mitmenschen nur selten eines Gedankens würdigte und stattdessen große Teile des Tages allein verbrachte, irgendwo in einer ärmlichen Bleibe über Bücher gebeugt, einzig und allein von dem Gedanken besessen, seine einzigartige Erkenntnis zu formulieren und die Welt für sie zu gewinnen. Er war mit anderen Worten davon überzeugt, dass die Wahrheit außerhalb des kollektiven Wissensstandes zu suchen war und dass er, kraft seiner Begabung und seines brennenden Willens, als Erster den Weg zu ihr finden würde. In dieser Hinsicht erinnert er womöglich eher an die besessenen jungen Männer, die in den ersten Jahrzehnten der Moderne in ihren Zimmern rundum in Europas Großstädten hockten und nervös und gequält grübelten, kontinuierlich am Rande eines Nervenzusammenbruchs, so wie sie von Dostojewskij und Hamsun karikiert wurden, als an die Vorstellung, die wir von den robusten, kraftstrotzenden, lebensbejahenden Menschen des Barocks haben, aber dieser besagte Menschenschlag trat tatsächlich genau zu dieser Zeit, auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert, zum ersten Mal in Erscheinung. Giordano Bruno gehörte ebenso dazu wie René Descartes, Blaise Pascal, Gottfried Wilhelm von Leibniz und Isaac Newton. Für sie alle war Wissen unauflöslich mit ihrem individuellen Lebensweg verbunden, herausgerissen aus dem allgemeinen Zusammenhang, aus dem es ursprünglich gewonnen wurde, mit allem, was dies an Einsamkeit, religiösen Krisen und Größenwahn mit sich brachte. Niemand hat ihr Bild eindringlicher gezeichnet als Shakespeare in seinem *Hamlet* (1604). Hamlets Tragödie ist sein Wissen, es hat ihn seiner Umgebung entrissen, und das Stück handelt von seinem unmöglichen Versuch, sie sich wieder zu eigen zu machen. Das isolierte Subjekt, das in der Philosophie der damaligen Zeit zum ersten Mal auftauchte, war nicht nur ein Bild, sondern auch eine körperliche Realität – von Descartes' idyllisierender Version, wenn er

beschreibt, wie er den ganzen Winter 1620 im Haus verbrachte, *ganz allein, in einem gebeizten Raum, in dem ich mich in Ruhe und Frieden meinen Gedanken widmen konnte*, bis zur Kälte und Einsamkeit im Leben eines Newton, der seine gesamte Studienzeit in Oxford ohne einen Freund blieb und anschließend seine besten Jahre völlig isoliert in seinem Studierzimmer am gleichen Ort verbrachte. Sowohl Newton, Descartes, Pascal als auch Leibniz waren Mathematiker, und jeder von ihnen überschritt in jungen Jahren die Grenzen der klassischen Mathematik. Dass in Folge ihres Wirkens jedoch nicht nur das Universum expandierte, sondern auch die Einsamkeit, darüber reflektierte Pascal allerdings als Einziger von ihnen. In seinen posthum veröffentlichten *Gedanken* (1670) beschreibt er die Grausamkeit einer Welt, die sich zum Unendlichen geöffnet hat, in der es keine Grenzen mehr gibt, weder nach außen noch nach innen, da selbst das kleinste Ding stets etwas noch Kleineres offenbart – die Unendlichkeit der gesamten Natur mit all ihren Sternen, Planeten, Tälern und Bergen, Flüssen und Meeren, Tieren und Insekten ist im kleinsten Atom enthalten, schreibt er, das wiederum ein kleinstes Atom enthält, in dem sich die Unendlichkeit der gesamten Natur befindet, die wiederum ein kleinstes Atom enthält ... Jeder Versuch, dieses Universum zu verstehen, ganz gleich, ob man seine Bewegungen notiert, seine Geschöpfe systematisiert oder seiner Entstehung nachspürt, ist natürlich eitel und lächerlich, und Pascal machte sich denn auch sattsam lustig über die Wissenschaft seiner Zeit. Was er jedoch nicht begriff, war: Das eigentliche Ziel der Wissenschaft ist es nicht, die Welt zu verstehen, sondern ihre Grenzen abzustecken. Sich stattdessen Gott zuzuwenden war ein neuerlicher Fehlgriff, denn wenn die Vernunft erst einmal den Schritt ins Unendliche getan hat, führt kein Weg mehr zurück, und der Gott, dem sich Pascal zuwandte, war so abstrakt und grenzenlos und kalt wie die Mathematik, die er und andere einige Jahre zuvor entwickelt hatten. Es fällt einem nicht weiter schwer, ihn sich vorzustellen, wie er dort alleine in seiner Wohnung in Paris saß und schrieb, über sein Manuskript gebeugt, das ernste Gesicht schwach vom Schein einer brennenden Öllampe erleuchtet, so wie es ebenso wenig schwerfällt, sich

Newton in Oxford, Leibniz in Nürnberg oder Descartes in Utrecht vorzustellen. Die Tatsache, dass dieser Menschenschlag, den jeder von ihnen auf seine Weise verkörperte, ausgerechnet damals auftauchte, zu Beginn des Zeitalters der Aufklärung, ist natürlich kein Zufall. In der Antike wären sie niemals verstanden worden, weder was sie waren, noch was sie schrieben. Die Menschen der Antike vermieden stets hartnäckig die Vorstellung des Grenzenlosen. Von der Unendlichkeit des Raums und der Zeit wollten sie nichts wissen und kleideten alles außerhalb des Augenblicks Liegende in die Form des Mythos oder der Anekdote. Es liegt auf der Hand, dass ihr fehlendes Interesse an Astronomie und Geschichte aufs engste mit ihrem fehlenden Interesse an Psychologie verknüpft ist: So wenig, wie sie den Wunsch hegten, sich in der Unendlichkeit von Zukunft oder Vergangenheit zu verlieren, hegten sie den Wunsch, sich in der Unendlichkeit ihres Inneren zu verlieren. Daher das Abgeklärte ihrer Kunst.

Ganz anders dagegen die riesigen gotischen Kathedralen des Mittelalters! Sie ebneten nicht nur der Vorstellung vom unendlichen Raum den Weg, sie vergötterten ihn auch bis zur Besessenheit. Wie eng die konkreten Manifestationen einer Kultur mit ihrer Sicht der Welt und der eigenen Kultur verbunden sind, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass die ersten Alchimisten in Europa zur gleichen Zeit auftauchten wie die Kathedralen. Die Ergebnisse, zu denen die Alchimisten kamen, oder die Methoden, die sie benutzten, sind an dieser Stelle bedeutungslos, entscheidend ist vielmehr ihre grundsätzliche Vorstellung, dass ein Einblick in die Geheimnisse des Lebens nichts Unerreichbares ist, sondern von denen gewonnen werden kann, die im Besitz der nötigen Fähigkeiten und des nötigen Wissens sind. So hieß es etwa von Albertus Magnus, er habe einen Automaten konstruiert, der wie ein Mensch reden und sich bewegen könne, von Théophraste Bartholomeus, er könne das Wetter kontrollieren, von Robert Foxcroft, er habe sein totes Kind wieder zum Leben erweckt. Es ist wohl nicht abwegig anzunehmen, dass Mythen wie diese den Ausgangspunkt für die Legende von Faust bildeten, in der kein Zweifel am dämonischen Charakter des grenzenlosen Wissens gelassen wird.

Und wovor sollte die Faust-Legende warnen, wenn nicht vor dem Wirken eines Kopernikus, Bruno, Descartes, Galilei, Leibniz und Newton? Dass wir dies im Allgemeinen nicht so sehen, liegt an der beeindruckend effektiven Operation, durch die während der Aufklärung das Dämonische ins Dunkle und Unklare, Spekulative und Verborgene und das Wahre ins Präzise und Rationale, Offensichtliche und Nachprüfbare verlegt wurde – mit all den schicksalsträchtigen Folgen, die dies haben sollte. Denn nicht die Dunkelheit ist gefährlich, sondern das Licht. Hier lauern die Abgründe.

Antinous Belloris Name glänzt in Zusammenhängen dieser Art in der Regel durch Abwesenheit, was einem angesichts der Themen, mit denen er sich befasste, auf den ersten Blick kaum verwunderlich erscheint. Es ist vordergründig ein weiter Weg von Newtons Büchern über die Optik und die Schwerkraft bis zu Belloris Werk über die Engel. Sieht man jedoch davon ab, worüber sie schrieben, und konzentriert sich stattdessen auf die Denkweise und das zu Grunde liegende Weltbild, wird man entdecken, dass es mehr Parallelen als Unterschiede gibt. Bellori bediente sich der gleichen Methoden wie die anderen, er hatte die gleiche Literatur gelesen und verfügte über das gleiche Wissen. Das Einzige, was Bellori von ihnen unterschied, war die Tatsache, dass er in eine andere Richtung blickte, wobei er natürlich nicht ahnen konnte, dass die Geheimnisse, in die er so Einblick gewann, niemals anerkannt werden würden, so wenig wie die anderen Akteure der Epoche auch nur ansatzweise ahnen konnten, welche Konsequenzen ihre Entdeckungen haben würden. Sie befanden sich in einer Phase zwischen zwei Weltbildern, und nicht unähnlich Einsiedlerkrebse, die ihr Gehäuse wechseln, waren sie in dieser Zeit gänzlich nackt und höchst verletzlich, gleichzeitig jedoch enorm wachsam, immer auf dem Sprung, wieder in das alte zurückzuzuschnellen, bis sie schließlich jene unsichtbare Linie überschritten hatten, hinter der das neue näher lag und sie sich nur noch darauf einlassen mussten. Wie offen, fließend und ungewiss alles war, zeigt sich nicht zuletzt in der Kunst des Barocks und ihrer Faszination für das Unendliche und ihrer gewaltigen Fixierung auf den Tod. Dann aber

wurde die Wahl getroffen, die neuen Grenzen der Welt festgelegt, und alles, was sich außerhalb davon befand, geriet allmählich in Vergessenheit. Und zwar völlig zu Recht, könnte man in unseren Tagen vielleicht sagen, denn Kopernikus, Kepler, Galilei und Newton hatten ja Recht! Die Gedanken eines Paracelsus, Landmark oder Bellori sind doch monströs, unwissenschaftlich, abergläubisch. Wenn wir jedoch in Betracht ziehen, dass dies ganz zu Beginn der Aufklärung geschrieben wurde, noch bevor das neue Weltbild festgelegt war, erkennt man unter Umständen leichter, dass diese Denkweisen eine Alternative zu dem Weg verkörperten, für den man sich schließlich entschied und der uns dorthin geführt hat, wo wir heute stehen, und dass gerade diese Entscheidung einem die Gedanken in einem Werk wie *Über die Natur der Engel* so fremdartig und abgestanden erscheinen lassen. Damals waren sie das nicht. Und das macht sie so verlockend: Was wäre, wenn Belloris Gedanken die Oberhand gewonnen hätten und jene von Newton in Vergessenheit geraten wären?

Dann hätten wir in einer anderen Welt gelebt.

Um die unerhörte Radikalität dessen zu verstehen, was sich Bellori in *Über die Natur der Engel* vornahm, ist es erforderlich, sich das Bild zu vergegenwärtigen, das seine Zeitgenossen von den Engeln hatten. Im Laufe der damals fast fünfzehnhundertjährigen Geschichte der Kirche hatte sich eine bestimmte Vorstellung von der Natur der Engel herauskristallisiert, unter anderem formalisiert im Katechismus Nr. 328 der katholischen Kirche, in dem man die folgenden Sätze nachlesen kann:

Die Existenz der geistigen, nicht-körperlichen Geschöpfe, die in der Heiligen Schrift gewöhnlich »Engel« genannt werden, ist eine Glaubenswahrheit. Das Zeugnis der Schrift ist in diesem Punkt ebenso klar, wie die Tradition damit übereinstimmt.

Der Begriff *Glaubenswahrheit* macht den ersten Teil der Aussage unproblematisch. Man hat die Wahl, entweder zu glauben, dass die Engel geistige, nicht-körperliche Geschöpfe sind, oder aber

es zu lassen. Der zweite Teil der Aussage hingegen ist problematischer. Denn worin genau stimmen Tradition und Schrift überein? In der Existenz von Engeln als solchen? Oder der Existenz von Engeln als *geistigen, nicht-körperlichen* Geschöpfen? Oder darin, dass diese Existenz eine Glaubenswahrheit ist? Das erste und dritte ist wahr, das zweite nicht. Die Unklarheit ist mit Sicherheit beabsichtigt, da man so Behauptungen über die Natur der Engel, und nicht nur über ihre Existenz, unumstritten und selbstverständlich erscheinen lassen kann, ohne zu lügen. Denn wenn es etwas gibt, worin die Tradition nicht übereinstimmend ist, dann in der Frage der Engel. Noch bis ins 13. Jahrhundert gab es unzählige Auffassungen zu diesem Thema, nicht nur außerhalb der Kirchenmauern, bei offenkundig ketzerischen Sekten wie den katharischen, bogomilischen oder arianischen, sondern auch innerhalb der Kirche, wo pausenlos verzwickte Diskussionen über alles Erdenkliche geführt wurden, vom Ursprung und der Zahl der Engel bis hin zu der Frage, ob sie das Leben Christi verfolgten, ohne zu wissen, was ihm bevorstand, oder ob sie sein Schicksal von Anfang an vorhersahen. Die Problemstellungen verzweigten sich ins Unendliche, jede Antwort gebar eine Legion neuer Fragen, und mittelalterliche Institutionen wie das Konzil und die Inquisition müssen vor diesem Hintergrund betrachtet werden. Sie entstanden, um ein stabiles Fundament für einen Glauben zu schaffen, der auf dem besten Weg war, zu entarten und sich selber aufzulösen. Damals wie heute wusste man, dass Schwäche so eng mit Offenheit verbunden ist wie Stärke mit Begrenzung, und führte eine ganze Reihe absoluter Wahrheiten ein, die mit allen Mitteln, auch Hinrichtungen, verteidigt wurden. Die endgültige Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Engel ist hierfür ein gutes Beispiel. Wie erwähnt meinten einige der griechischen Kirchenväter, die Engel seien vor der Erschaffung der Welt entstanden, worin ihnen unter anderem Johannes von Damaskus und Jeremias folgten. Im Jahre 1215 erließ das Lateranische Konzil jedoch ein gegen die albigensische Häresie gerichtetes Dekret, in dem festgelegt wurde, dass Gott durch seine allmächtige Kraft im Anbeginn der Zeit zunächst die geistigen und die fleischlichen Wesen erschuf,

also die Ordnungen der Engel und der Tiere, und danach den Menschen, da er, bestehend aus Körper und Geist, zwischen dem Engelsgleichen und dem Irdischen stand. Auf diese Weise, durch einen Beschluss, war jegliche Ambivalenz und Unsicherheit in dieser Frage vom einen Tag auf den anderen vom Tisch. Und genauso verhielt es sich mit allen anderen, die Existenz der Engel betreffenden Fragen. Mittels einer ganzen Reihe von Definitionen und Abgrenzungen, jede einzelne theologisch und philosophisch untadelig begründet, wurde in einem Prozess ein ganz bestimmtes Bild autorisiert, an dessen Schlusspunkt die Veröffentlichung von Thomas von Aquins *Summa Theologica* stand.

Man weiß, dass Antinous Bellori ein Exemplar von Bernhard von Clairvaux' Werk *De Consideratione* besaß, in dem er unter anderem lesen konnte, die Engel seien »... mächtige, herrliche und selige Geister, der Person nach verschieden und ihrer Würde nach geordnet. Von Anfang an haben sie ihren Rang inne, sind vollkommen in ihrer Art, mit einem ätherischen Leib ausgestattet und ewig, da unsterblich. Sie sind zwar nicht leidensunfähig geschaffen, doch geworden, das heißt, sie verdanken es der Gnade, nicht der Natur. Ihr Denken ist lauter, ihre Gesinnung gütig, ihre Gottesbeziehung innig, ihre Reinheit vollkommen, ihre Einmütigkeit ohne Spaltung und ihr Friede unanfechtbar ...«, während er in der *Summa Theologica*, in dessen Besitz er natürlich auch war, Thomas von Aquins spitzfindige Ausführungen über Form, Eigenschaften und Wissen der Engel studieren konnte. Thomas beschreibt sie als Geist ohne Körper, um in einigen unvergleichlich komplizierten Beweisführungen darzulegen, dass sie gleichwohl einen Platz in Zeit und Raum einnehmen. Die Engel können sich ohne ein dazwischen liegendes Zeitintervall vom einen Ort zum anderen bewegen, schreibt er, was jedoch nicht heißt, dass sie der Zeit trotzen oder sie aufheben, sondern nur, dass ihre Fortbewegung nicht den Gesetzen des Universums unterliegt. Weiterhin behauptet er, Verständnis sei identisch mit ihrer Existenz, will sagen, dass sie das Verständnis in seiner *reinen Form* sind, eine Art perfekter Intellekt, bar jeglicher Gefühle, Imagination und Sinne. Deshalb kennen die Engel die Welt nur als Vorstellung, in ihrer Essenz, so

wie sie in Gottes Wort existiert (und immer existiert hat). Die materielle Wirklichkeit kennen sie hingegen nicht, auch nicht einander, Gott oder sich selbst. Letzteres begründet er wie folgt: »Der Verstand wird vom verstehbaren Ding bewegt, denn Verstehen ist eine Art Empfangen (Aristoteles). Nichts aber wird bewegt oder empfängt von sich selbst, wie bei den körperlichen Dingen offensichtlich ist. Also kann der Engel nicht sich selbst verstehen.«

Im Prinzip könnten Thomas von Aquins Vorstellungen über die Engel durchaus korrekt sein. Nichts von dem, was er ihnen zusprach, erschien undenkbar. Das Problem war nur, das Gegenteil war ebenso wenig undenkbar. Woher sollte man denn eigentlich wissen, dass es sich genau *so* verhielt? Keine der Behauptungen, die sich in *Summa Theologica* auf Engel beziehen, ist mit Beispielen belegt, nicht eine ihrer zahlreichen und gut dokumentierten Manifestationen, weder aus biblischer noch nachbiblischer Zeit, wird erwähnt. Wovon ging Thomas also eigentlich aus, als er so souverän wie detailliert ihre verschiedenen Eigenschaften festhielt?

Antinous Bellori hatte mit eigenen Augen Engel gesehen. Dass ihre Eigenschaften bei der Gelegenheit ganz offensichtlich anderen Charakters waren als jene, die ihnen von der Kirche zugeschrieben wurden, ließ nur drei Schlussfolgerungen zu. Erstens, er selber war im Irrtum und hatte nicht gesehen, was er gesehen hatte, oder es zumindest nicht richtig verstanden. Zweitens, die Kirche war im Irrtum. Und drittens, die Engel hatten sich verändert, seit die Dogmen über sie formuliert wurden. Zu behaupten, die Kirche hätte sich in einer so entscheidenden Frage geirrt, wäre Ketzerei gewesen. Zu behaupten, die Engel hätten sich verändert, wäre ebenfalls Ketzerei gewesen und hätte noch schwerer gewogen, da es den grundlegenden Vorstellungen über die Ordnung des Göttlichen widersprach. Doch selbst wenn er vom Vorwurf der Ketzerei absah, auf den er sich aller Voraussicht nach einstellen musste, erschien die Aufgabe übermächtig. Wie konnte er es nur wagen, die *Summa Theologica*, das theologische Fundament der katholischen Kirche, auf Grund eines Erlebnisses zu verwerfen, das er als Elfjähriger gehabt hatte?

Das konnte er nicht. Wenn er die Ausführungen über Engel

in *Summa Theologica* zurückweisen wollte, musste dies zu den Bedingungen der *Summa* geschehen. Was er wusste, konnte nicht dadurch vorgelegt werden, dass er über sein Erlebnis berichtete, er würde vielmehr den Umweg über die Heilige Schrift und die Tradition nehmen müssen. Aus dieser Richtung sollten Thomas und seine Mitstreiter bekämpft werden.

Über die Natur der Engel besteht aus drei Teilen. Der erste enthält einen Katalog über alle 189 Erscheinungen der Engel in der Bibel, der zweite diskutiert, was sich auf ihrer Basis über Engel sagen lässt. Der dritte, der sich zunächst mit den außerbiblichen Erscheinungen der Engel beschäftigt, mündet in eine Diskussion der Frage, die das Hauptanliegen des Werks ist: Kann sich die Natur des Göttlichen verändern?

Bellori hatte den Ehrgeiz, Aussehen und Eigenschaften der Engel mit der gleichen Sorgfalt und Präzision zu beschreiben, mit der Anatomen den Blutkreislauf, Astronomen den Sternenhimmel oder Kartographen die Küstenlinien der Kontinente nachzeichnen. Der Katalog bildete sein Grundlagenmaterial, ihm ist es zu verdanken, dass er sich nicht in einer Wüste aus Spekulationen verdingt, in der sich die meisten anderen, die über Engel geschrieben hatten, früher oder später verirrt hatten. Belloris Engel sind keine Luftspiegelungen oder Fantasiegeburten eines fieberheißen Gehirns, sie sind konkrete Geschöpfe mit einer Geschichte, die dem Menschen über mehrere Jahrtausende hinweg aus nächster Nähe folgt. Gleichzeitig offenbart der Katalog aber auch ein Problem. Statt die Engel zu definieren, um so eine stabile Grundlage für die folgenden Diskussionen zu etablieren, wie Bellori es sich vorgestellt haben dürfte, führt er einem von Anfang an das Komplexen, Wechselhaften und beständig Entgleitenden an ihrer Gegenwart in der Welt vor Augen. Es gibt kaum eine Stelle in der Heiligen Schrift, an der wir die Engel zu Gesicht bekommen, wie sie an sich sind, in ihrem eigenen Recht. Praktisch jede ihrer Erscheinungen ist mit einer Handlung verknüpft und somit stets in einem bestimmten Zusammenhang eingebunden. Und wie soll man dann auseinanderhalten können, was zu den Engeln gehört und

was zu dem Zusammenhang, in dem sie auftreten? Dieses Problem zieht sich wie ein roter Faden durch *Über die Natur der Engel*, in dem sich die Aufmerksamkeit durchgängig auf die dynamische Beziehung zwischen dem Veränderlichen und dem Unveränderlichen richtet, wobei Bellori sich oft auf die Randbereiche der Textstellen konzentriert, die er heranzieht, da er überzeugt war, die kleinen Unregelmäßigkeiten und Abweichungen, die sich dort finden lassen, würden ein anderes Licht auf das Wesen der Engel werfen als die widerspruchslöse Illumination des Überirdischen. Kombiniert mit den Einblicken, die er gewann, als er die Engel im Alter von elf Jahren mit eigenen Augen sah, näherte sich Bellori so Schritt für Schritt der Schlussfolgerung, für die er heute bekannt ist und die allen herrschenden Vorstellungen von der Natur des Göttlichen widerspricht. *Es ist nicht das Göttliche unveränderlich und das Menschliche veränderlich*, schrieb er, *es verhält sich vielmehr umgekehrt, und das genau ist das eigentliche Thema der Bibel: Die Veränderung des Göttlichen von der Erschaffung des Menschen bis zum Tode Jesus.*

*

In der Geschichte des Menschen treten die Engel das erste Mal in der Erzählung vom Sündenfall in Erscheinung. Als der Mensch vom Baum der Erkenntnis gegessen hatte, vertrieb der Herr ihn aus dem Garten Eden, und um ihn daran zu hindern, dorthin zurückzukehren und sich an den Früchten des ebenso begehrten Baums des Lebens zu laben, setzte er die Cherubim ein, um den Weg dorthin zu bewachen. *Er trieb Adam aus*, lautet die exakte Formulierung der Bibel, *und lagerte vor den Garten Eden die Cherubim mit dem bloßen, bauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens.* Das ist alles. Kein Wort darüber, wer sie waren, woher sie kamen oder wie sie aussahen. Nur ein Name, Cherubim. Eine Waffe, das bloße, hauende Schwert. Und eine Aufgabe, den Baum des Lebens zu bewachen. Aber selbst wenn man ausgehend von dieser Textstelle nichts über ihren Ursprung oder ihr Aussehen sagen kann, ist sie dennoch eine Quelle unschätzbaren Werts für das Verständnis ihrer Natur, schreibt Bellori, da

der Zusammenhang, in den sie der Text stellt, so unzweideutig ist. Wenn sie den Baum des Lebens bewachen, gehorchen sie Gottes Willen, dem sie somit untergeordnet sind. Gleichzeitig sind sie kraft ihrer Rolle als Wächter dem Willen des Menschen übergeordnet. Ihn in seine Schranken zu weisen, lautet ihr Auftrag. Kurzum, die Cherubim befinden sich an einem Ort zwischen Gott und Mensch. Betrachtet man nun die Worte des Herrn bei der Vertreibung des Menschen aus dem Garten Eden etwas genauer, wird deutlich, dass sie Ersterem um einiges näher stehen als Letzterem. *Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist*, lauteten die Worte des Herrn. Er hätte sagen können, »wie ich«, wenn er das gemeint hätte, doch das tat er nicht, er sagte »wie unsereiner« – und auf wen sonst als die Cherubim sollte das anspielen? Man mag den Text drehen und wenden, wie man will, man sieht doch immer nur drei handelnde Instanzen: den gefallenen Menschen, Gott und die Cherubim. Da der Mensch hier in einem direkten Gegensatz zu »unsereiner« steht, dürfte Gott kaum etwas anderes gemeint haben können als die Cherubim. Dies bedeutet erstens, die Cherubim waren Gott ähnlich genug, um von ihm in der gleichen Wendung angesprochen zu werden wie er selbst, und zweitens, dass sie den Unterschied zwischen Gut und Böse kannten und folglich im Besitz eines freien Willens waren. In Belloris Augen wurde zudem mehr als angedeutet, dass die Cherubim auch im Besitz ewigen Lebens waren. Es fällt einem jedenfalls schwer, sich vorzustellen, Gott, der Herr, könnte ein sterbliches Geschöpf in eine Erwähnung seiner selbst einschließen, und wenn er es doch getan hätte, so ist jedenfalls undenkbar, dass er dieses sterbliche Geschöpf, das zugleich über einen freien Willen verfügt, nach dem Fall des Menschen beauftragt hätte, den Baum des Lebens zu bewachen.

In diesem Punkt unterscheiden sich Belloris Ansichten nicht wesentlich von denen der Kirche. Dass die Engel zwischen Gott und dem Menschen standen, einen freien Willen hatten und ewiges Leben besaßen, waren bereits etablierte Dogmen. Wenn Bellori sich in der Einleitung zu *Über die Natur der Engel* die Zeit nahm, Argumente dafür zu sammeln, könnte deshalb der Eindruck entstehen,

er würde offene Türen einrennen. Aber es war ebenso ein Dogma, dass die Engel geistige, nicht-körperliche Wesen waren, und so lange Bellori wusste, dass *dies* mitnichten der Wahrheit entsprach, konnte er sich auch keineswegs sicher sein, dass die übrigen Dogmen der Wahrheit entsprachen. Als eine Konsequenz daraus läuft die Frage, wie das Zerrbild der Kirche vom Göttlichen entstehen konnte, parallel zur Frage der Natur der Engel in Belloris Werk. Auffällig ist, dass sich der Ursprung praktisch jedes einzelnen Elements in diesem Bild in das vierte oder fünfte Jahrhundert nach Christus zurückverfolgen lässt. Hier, in der ersten Phase des Christentums, wurde die Grundlage für das Gottesbild gelegt, welches fortan zum alles überschattenden einzigen und wahren werden sollte. Und nur hier, in den Schriften der großen Theologen jener Epoche, Origenes, Hieronymus, Basilius der Große, dessen Bruder Gregorius von Nyssa, Clemens von Alexandria, Johannes Chrysostomos, Pseudo-Dionysios, wurde tatsächlich dafür argumentiert. Wenn Bellori sich mit der Frage beschäftigt, wie der Herr in der Heiligen Schrift das Wort »unsereiner« benutzt, sucht er folglich gleichermaßen nach dem Ursprung des falschen Bildes von den Engeln wie nach den Engeln selbst.

Unter den zahllosen Spekulationen darüber, wer oder was sich hinter der rätselhaften Formulierung des Herrn verbergen könnte, die im Laufe der Zeit angestellt wurden, sind möglicherweise die Gedanken Basilius' des Großen am maßgeblichsten und einflussreichsten, und es ist seine Auslegung, wie sie in seinen berühmten neun *Homilien zum Hexaemeron* über die Schöpfung aus dem Jahre 378 vorliegt, mit der sich Bellori in *Über die Natur der Engel* am eingehendsten auseinandersetzt.

Bei zwei Gelegenheiten benutzt der Herr dieses »unsereiner« oder »unser« im ersten Buch Mose, und sie sind beide mit den zwei entscheidendsten Momenten in der Geschichte des Menschen verknüpft. Das erste Mal unmittelbar vor der Schöpfung selbst, als der Herr sagt: *Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei*, das zweite Mal kommt es, wie wir gesehen haben, unmittelbar vor der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies dazu, als der

Herr sagt: *Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist.* Falls der Herr mit »unsereiner« die Engel meinte, müssen sie auf die eine oder andere Art mit der Erschaffung des Menschen verbunden gewesen sein. »Ein Bild, das uns gleich sei« deutet eine Ähnlichkeit zwischen dem Herrn und den Engeln an, eine Ähnlichkeit, an der sich dann auch der Mensch beteiligt, indem er als ein Abbild davon erschaffen wird. So wurde es jahrhundertlang verstanden, bis die Kirchenväter im 4. Jahrhundert diese Vorstellung erstmals in Frage stellten und in der Folge gänzlich überwandten. Wie wichtig ihnen dies war, sieht man deutlich an der Auslegung der Schöpfungsgeschichte durch Basilius. Bis zu der Aussage bei der Erschaffung des Menschen ist der Ton in den *Homilien zum Hexaemeron* sanft und freundlich, der Stil klar und schön. Dann aber packt den Autor plötzlich ein gewaltiger Zorn. Man könnte sagen, dem Text wird vor Wut schwarz vor Augen:

»Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.« Du hörst es, Christusgegner, wie Gott zum Teilnehmer an seinem Schöpfungswerke spricht, »durch den er auch die Zeiten geschaffen, der alles trägt mit dem Worte seiner Macht«. Doch der Jude nimmt das Wort gottesfürchtigen Glaubens nicht willig hin. Gleich blutdürstigsten Tieren, die in ihren Käfigen eingesperrt sind, an den Gittern auf und ab wüten und ihre wilde, grimmige Natur zeigen, ohne ihre Wut befriedigen zu können, wollen auch die wahrheitsfeindlichen Juden, in die Enge getrieben, behaupten, es seien viele Personen, an die das Wort Gottes ergangen. Zu den ihn umstehenden Engeln soll er gesagt haben: »Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.«

Das ist jüdische Fiktion, eine Erdichtung ihrer Frivolität. Um den einen nicht annehmen zu müssen, nehmen sie Tausende an. Den Sohn verwerfen sie und übertragen so auf Diener die Würde von Ratgebern und machen unsere Mitknechte zu Herren unserer Erschaffung. Der vollkommene Mensch erschwingt sich zur Würde der Engel. Welches Geschöpf kann aber dem Schöpfer gleich sein? Sieh aber auch noch auf folgende Worte: »ein Bild, das uns gleich sei«. Was sagst du dazu? Es ist dann wohl das Bild

Gottes und der Engel ein und dasselbe? Vater und Sohn müssen ja ganz notwendig dieselbe Gestalt haben, die Gestalt natürlich Gott entsprechend gedacht, nicht als eine menschliche Figur, sondern in der Eigentümlichkeit der Gottheit.

Höre auch du aus der neuen Beschneidung, der du unter der Maske des Christentums dem Judentum anhängst! Zu wem spricht er: »ein Bild, das uns gleich sei«? Zu wem anders als zum »Abglanze seiner Herrlichkeit« und zum »Ebenbilde seines Wesens«, der da ist das »Bild des unsichtbaren Gottes«? Zu seinem eigenen lebendigen Ebenbilde spricht er doch, das da gesagt hat: »Ich und der Vater sind eins«, und »wer mich sieht, hat den Vater gesehen«.

Basilius meint also, der Herr habe mit seinem »uns« *nicht* auf die Engel angespielt, sondern auf sein eigenes lebendiges Ebenbild, sprich auf Jesus Christus. Seine These stützt sich auf eine Reihe unbegründeter Prämissen. Um es unwahrscheinlich erscheinen zu lassen, dass die Engel an der Erschaffung des Menschen direkt oder indirekt beteiligt gewesen sein könnten, degradiert Basilius sie zu »unseren Mitknechten« und deutet dergestalt an, dass sie unfrei sind und dem Menschlichen sehr nahe stehen, will sagen: genauso weit vom Göttlichen entfernt sind wie wir. Die Begründung dafür liefert eine weitere Behauptung, und zwar, dass sich ein Mensch, der Vollkommenheit erreicht hat, zur Würde eines Engels aufschwingt. Dafür gibt es allerdings nirgendwo in der Heiligen Schrift einen Beleg. Basilius' abschließende, im Ton fast triumphierende Frage in Bezug auf die Engel – *welches Geschöpf kann aber dem Schöpfer gleich sein?* – geht zudem davon aus, dass die Erschaffung der Engel eine etablierte Tatsache ist. Doch selbst dafür finden sich keinerlei Belege. Im Gegenteil, dass die Engel in der Schöpfungsgeschichte mit keinem Wort erwähnt werden, jedoch gleichzeitig nachweislich existierten, als der Herr den Menschen aus dem Garten Eden vertrieb, ist ein eindeutiger Hinweis darauf, dass ihre Geschichte bis vor die Schöpfung zurückreicht. Und was da geschah, ob sie vom Herrn erschaffen wurden oder nicht, kann kein Mensch wissen.

Dennoch schreibt Basilius also, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.

Woran kann das liegen?

Basilius war nicht dumm, im Gegenteil, er war einer der größten Denker seiner Zeit. Er hatte Platons Akademie in Athen besucht, gemeinsam mit Gregorius von Nazianz eine einflussreiche Anthologie mit Texten von Origenes herausgegeben und durch seinen lebenslangen Kampf gegen den Arianismus entscheidenden Anteil daran, dass die Vorstellung von der göttlichen Dreifaltigkeit im Christentum schließlich die alleinige Vorherrschaft gewann. Er war auch nicht korrupt oder besonders pragmatisch veranlagt: Als die Lehre der Arianer dominierte und Kaiser Valentinian den Versuch unternahm, alle Bischöfe zu zwingen, ein Dokument zu ihrer Unterstützung zu unterzeichnen, weigerte Basilius sich und stellte sich offen an die Spitze des Widerstands. Wenn Basilius also schreibt, dass die Engel Gottes Geschöpfe und unsere Mitsklaven sind, gibt es keinen Grund, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln: Basilius war *sicher*, dass es sich so verhielt.

Doch woher nahm er seine Gewissheit?

Um diese Frage zu beantworten, muss man seine Aufmerksamkeit von den Theorien jener Epoche, diesen wogenden Feldern aus Sätzen und Vorstellungen, in denen man so leicht irregeleitet werden kann, abwenden und auf den Nährboden richten, aus dem sie in die Höhe schossen.

Im 4. Jahrhundert war das Christentum eine neue Religion in einer alten Welt. Seine Autorität ergab sich nicht von selbst, sie musste begründet werden, was man nicht zuletzt in den *Homilien zum Hexaemeron* sieht, in denen die Vorstellungen der Bibel durchgängig mit den Vorstellungen der klassischen Philosophie über die Beschaffenheit der Welt konfrontiert werden. Doch das Alte stirbt niemals ganz, es wächst nur immer weiter in das Neue hinein, das es blind in sich aufnimmt, woraufhin es verzerrt wird, so wie die Malerei des Mittelalters Christus in den Posen der Antike, mit den Gesten der Antike und der Kleidung der Antike abbildete und die alten Formen so mit neuem Sinn füllte, oder